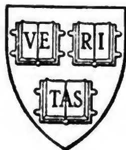


Russische Lyrik der Gegenwart

Alexander Eliasberg


VE RI
TAS

RUSSISCHE LYRIK DER GEGENWART

Titelzeichnung von Z. Eliasberg-Wassiliew.

RUSSISCHE LYRIK DER GEGENWART

DEUTSCH
VON
ALEXANDER ELIASBERG

MIT EINER EINLEITUNG
UND VIER BILDNISSEN



MÜNCHEN UND LEIPZIG
R. PIPER & CO, VERLAG
1907


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
AUG 23 1944

MEINEM SOHN

MÜNCHEN-NYMPHENBURG
17. APRIL 1907

EINLEITUNG

Die Glanzperiode der russischen Versdichtung fällt in das erste Drittel des vorigen Jahrhunderts. Die Namen der beiden russischen Dichterfürsten — Alexander Puschkin (1799–1837) und Michael Lermontow (1814–41) — sind auch ausserhalb ihrer Heimat gut bekannt; dem deutschen Publikum sind ihre Werke durch manche vorzügliche Uebertragung zugänglich gemacht worden. Auf diese zwei Dichter beschränkt sich auch meist die Bekanntschaft des gebildeten Deutschen mit der russischen Lyrik, obwohl ihm sämtliche Romanschriftsteller und Novellisten, welche die verhältnismässig junge Literaturgeschichte Russlands aufzuweisen hat, darunter auch viele Autoren zweiten Ranges, geläufig sind. Ich will daher den Versuch unternehmen, hier eine kurze Schilderung der Entwicklung der russischen Poesie im XIX. Jahrhundert zu geben.

Neben Puschkin und Lermontow wirkte in den 20er und 30er Jahren noch eine grosse Anzahl hervorragender Lyriker, die alle zu der sogenannten „Puschkinschen Plejade" zählen; die bedeutendsten unter ihnen sind: Wjasemskij, Baron Delwig (Puschkins Freunde und Studiengenossen), ferner Jasykow, Baratynskij, Poleschajew u. a. m. Alle diese Dichter hatten einen recht bedeutenden Erfolg bei ihren Zeitgenossen, wie überhaupt das gebildete Publikum jener Zeit der Dichtkunst und den Dichtern ein reges Interesse entgegenbrachte; Gedichte bildeten sogar seine vornehmlichste Lektüre. Für dieses allgemeine Interesse zeugt u. a. das Verhältnis des Hofes zu Puschkin, welches entfernt an das Verhältnis des Weimarischen Hofes zu Goethe gemahnt, wenn bei so verschiedenen Kultursphären ein Vergleich überhaupt zulässig ist.

In den 40er Jahren begann dieses Interesse für die Dichtkunst merklich zurückzugehen und einer völligen Gleichgültigkeit allen poetischen und ästhetischen Dingen gegenüber zu weichen; die Lyrik wurde als ein minderwertiger Zweig der Literatur betrachtet und vom Publikum, von Kritikern, Verlegern und, wie es scheint, auch von Uebersetzern mit wenigen Ausnahmen arg vernachlässigt. Dieser Umschwung könnte den Eindruck erwecken, dass mit dem Aussterben der „Puschkinschen Plejade" auch alle Lyriker ausgestorben seien; dem war aber nicht so: um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als gerade diese Verleugnung der Lyrik einsetzte, lebte eine ganze Reihe bedeutender Dichter, die aber bei den Zeitgenossen nicht die verdiente Würdigung finden konnten; so vor allem Tjutschew (1803–73), ein Lyriker reinsten Wassers, dann das Dreigestirn: Maikow (1821–97), Feth (1820–92) und Polonskij (1819–98); etwas später — in den 60er Jahren — trat Graf Alexej Tolstoi (1817–75) hervor, der den weiteren Kreisen mit seinem historischen Roman und ebenfalls historischen Dramen viel geläufiger ist, als mit seinen Gedichten, die einen sehr hohen Reiz bieten. Die Zeit war also an Dichtern keineswegs arm und der Grund für die völlige Missachtung der Zeitgenossen ihren Werken gegenüber ist auf einem ganz anderen Gebiete zu suchen, nämlich auf dem politischen. In diese Zeit fallen die Anfänge der politischen Gärungen in der russischen Gesellschaft und jeder Mensch von Talent musste seine Begabung in den Dienst der Politik stellen; wer es aber nicht tat und seine Kunst um ihrer selbst wegen betrieb, wurde als Verräter an der allgemeinen Sache gebrandmarkt.

Um diese Zeit wurde das Prinzip proklamiert, dass nur jene Kunst, die dem Wohle des Volkes oder der Wissenschaft dient, existenzberechtigt sei; dieses Prinzip (welches übrigens auch später bei Tolstoi, wenn auch in veränderter Form, seine Wiederauferstehung feierte) wurde auf alle Gebiete geistiger Produktion ausgedehnt

und hat auch u. a. der bildenden Kunst einen bleibenden Stempel aufgedrückt. Jedes Art pour l'art wurde verpönt und verhöhnt. Ihren markantesten Vertreter fand diese Strömung in der Person Pissarews (1841–68), der mit dem Fanatismus eines Savonarola den Kampf gegen jede Poesie und Aesthetik eröffnete. Pissarew war aber der bedeutendste Kritiker seiner Zeit und ein Abgott seiner Zeitgenossen; seine Lehren fielen daher in einen fruchtbaren Boden und trugen wohl die grösste Schuld an dem Niedergang der russischen Dichtkunst. Für diese geistigen Strömungen sind auch folgende zwei interessante Aussprüche bezeichnend:

„Alle Dichter sind eigentlich Narren: Erlauben Sie mal, ist es denn nicht Wahnsinn, wenn sich ein Mensch stundenlang den Kopf zerbricht, um die normale Menschensprache um jeden Preis in abgemessene Zeilen, die sich auch noch reimen müssen, hereinzuzwängen?"

(Ssaltykow-Schtschedrin.)

„Die neueren Gedichte sind, im Grunde genommen, überflüssig." (J. S. Aksakow.)

Diese beiden Aussprüche, die von dem grössten russischen Satiriker und von dem bekannten Panslavisten stammen, sind für diese allgemeine Missachtung der Lyrik äusserst charakteristisch. Und doch musste diese Missachtung in Ausnahmefällen einer rückhaltslosen Begeisterung und Anerkennung Platz machen. Ein solcher Ausnahmefall war Njekrassow (1821–78), der bedeutendste Vertreter der sogenannten „bürgerlichen" Muse. Sein grosses dichterisches Können verwendete er ausschliesslich in der von Pissarew vorgeschriebenen Richtung, also zur Schilderung der Lage von Bauern, Proletariern und aller Enterbten und zur Anklage gegen die herrschenden Verhältnisse. Obwohl manche der Njekrassowschen Dichtungen lediglich in ein Versmass gebrachte Leitartikel sind, kann ihm doch ein grosses lyrisches Talent nicht abgesprochen werden. Sein Erfolg war auch enorm: seine Gedichte waren durch

einige Jahrzehnte das Evangelium der heranwachsenden Jugend. — Erfolg hatten auch die beiden volkstümlichen Dichter Kolzow (1808–42) und Nikitin (1824–61); ihre Beliebtheit verdanken beide neben dem echt volkstümlichen Ton ihrer Dichtungen ihrer Abstammung aus dem Bauernstande. Die Vorliebe fürs Volkstümliche in der Literatur, Sprache und sogar in solchen Aeusserlichkeiten, wie Kleidung, ging aber Hand in Hand mit den freiheitlichen Tendenzen. Kolzow und Nikitin verfügten übrigens über nicht unbedeutende Begabung. -- Einigen Erfolg hatte auch Pleschtschejew, der in einem Teil seiner Werke ebenfalls die so beliebten sozialen Saiten angeschlagen hatte. Dagegen blieben zwei wirklich hochbegabte Dichter — Apuchtin († 1893) und Slutschewskij († 1904), die keine politischen Töne anschlugen, wieder ziemlich unbeachtet.

In den 80er Jahren gelang es wieder einem Lyriker, die Sympathien des Publikums zu erobern, nämlich dem in den Himmel gehobenen und später ziemlich gründlich vergessenen Nadson (1862–86). Diese Sympathien beruhten teils auf dem warmen Ton seiner Gedichte, die von Menschenliebe und Mitleid mit den Unterdrückten erfüllt waren, noch mehr aber auf seiner rein persönlichen Anziehungskraft: er starb als 24jähriger an Schwindsucht, wurde viel von der reaktionären Presse („Nowoje Wremja“) angefeindet und verfolgt, galt als Märtyrer, während sein seinen Werken beigeheftetes Bildnis einen wirklich wunderschönen, edlen Christuskopf zeigte. Sein Erfolg war auch wirklich beispiellos und steht wohl in der Weltgeschichte einzig da: vor 15–20 Jahren gab es wohl in Russland kein einziges Haus, in dem ein Band seiner Gedichte (er hat nur einen einzigen Band hinterlassen) fehlte; wenn junge Leute zusammenkamen, so rezitierte man seine Verse, wodurch vielleicht die Diskussion politischer Fragen für einige Zeit in den Hintergrund gedrängt wurde. Rein künstlerisch genommen ist Nadsons

dichterisches Können höchstens als mittelmässig zu bewerten. —

Während der langen Zeit von ca. 1840 bis zum Ausgang des Jahrhunderts hatten also in Russland nur zwei Dichter — Njekrassow und Nadson — wirklichen Erfolg, den sie weniger ihrem dichterischen Können, als der politischen und sozialen Richtung ihrer Werke zu verdanken hatten.

Ungefähr zehn Jahre vor dem offiziellen Ausbruch der russischen Revolution machte sich bereits eine starke Gärung auf allen Gebieten des öffentlichen und geistigen Lebens bemerkbar; das ganze Land glich tatsächlich einer in Gärung begriffenen Flüssigkeit, auf deren Oberfläche alle Augenblicke neue grosse und kleine in allen Farben des Regenbogens schillernde Blasen und Bläschen aufsteigen (von denen viele sofort auf Nimmerwiedersehen zerspringen) und den ursprünglichen, wenn auch nicht ganz klaren, doch wenigstens gleichmässigen Spiegel trüben. — In den 90er Jahren begannen auf einmal auf allen Gebieten des geistigen Lebens sich neue Strömungen, Lehren und Richtungen bemerkbar zu machen: neue politische und religiöse Lehren, darunter auch die sonderbarsten und absurdesten, brachen sich eine Bahn; neue Wege in der Malerei, Skulptur und Musik wurden entdeckt und verfolgt; neue Theorien und Ideen auf dem Gebiete der Literatur wurden proklamiert und als die allein seligmachenden erklärt. Alle diese Neuerungen (mit Ausnahme der politischen Theorien) fasst der Russe in dem Worte „Dekadence" zusammen, welches Wort im russischen Sprachgebrauch eine von der deutschen abweichende Bedeutung hat: „dekadent" heisst russisch so viel als neu, modern, sezessionistisch, oft sogar nur künstlerisch. So spricht der Russe von einem „dekadenten" Theater und meint dabei das bekannte Moskauer „künstlerische" Theater; ein Möbelgeschäft empfiehlt Möbel „in Rokoko, Renaissance, Louis XVI. und Dekadence".

Heute, da diese mannigfaltigen Bewegungen und Bestrebungen erst im Werden begriffen sind und sich noch nicht geklärt haben, fällt es schwer, die Ursprünge der russischen „Dekadence“ und ihre Beziehungen zu den analogen Erscheinungen in Westeuropa zu erforschen. Man kann aber als sicher annehmen, dass, obwohl die Bewegung in ihren Grundzügen (namentlich auf dem Gebiete der Literatur) dem heimatlichen Boden entstammt, doch auch fremde Einflüsse mit im Spiele sind; es könnten dies fast ausschliesslich französische (und belgische) Einflüsse sein, da der Einfluss der deutschen Moderne in Russland ein ganz minimaler ist. — Die immer weitere Kreise um sich ziehende Bewegung zeitigte u. a. ganz neue Gebiete von geistiger und künstlerischer Produktion, wie z. B. das Kunstgewerbe und die Graphik, die bis dahin in Russland so gut wie unbekannt waren. Vielleicht als Reaktion gegen die neuen extremen politischen Lehren entstand auch eine rein individualistische „Art pour l'art“-Bewegung, die u. a. auch die halbvergessene und durch ein Menschenalter in Ungunsten gewesene lyrische Poesie zum neuen Leben erweckte.

Kaum war das erlösende Wort, dass auch eine Poesie, die keine sozialen Ziele verfolgt, existenzberechtigt sei, gesprochen worden, als eine ganze Reihe bedeutender Dichter an die Oeffentlichkeit trat; einige waren schon früher bekannt und fanden erst beim Durchbruch der neuen Bewegung eine treue Gemeinde, die meisten sind aber erst gleichzeitig mit dieser Bewegung in die Oeffentlichkeit getreten. In den 90er Jahren begannen diese neueren Dichter sich um die Petersburger Monatsschrift „Ssjewernij Wjestnik“ (= „Nordischer Bote“) zu scharen. Diese Zeitschrift wurde jedoch bald behördlich sistiert; heute besteht eine ganze Reihe von Zeitschriften, die sich die Pflege der modernen Lyrik zur Aufgabe gemacht haben. So vor allem „Wjessy“ („Die Wage“, 1904 begründet), „Perewal“ („Der Bergpass“) und „Solotoje Runo“ („Das goldene Vliess“);

ferner pflegt eine ganze Reihe von Verlagsunternehmen fast ausschliesslich die moderne Poesie, wie z. B. die Verlage „Skorpion", „Grif" („Greif"), „Schipownik" („Heckenrose)" u. a. m. Die Ausstattung aller dieser Publikationen ist fast durchweg mustergültig; die Umschläge, Buchschmuck, Schrift u. s. w. wetteifern mit den besten deutschen und englischen Erscheinungen.

Die gesamte neuere russische Lyrik zeigt im wesentlichen zwei ziemlich scharf abgegrenzte Richtungen. — Die eine verfolgt neben rein künstlerischen Zwecken noch die Erörterung religiöser, metaphysischer und theosophischer Probleme, während die andere konsequent auf dem Boden der reinen Kunst bleibt und nur den höchsten musikalischen Wohlklang des Verses, oder den möglichsten Reichtum an Stimmung und Bildern anstrebt. Die erste Richtung ist die ältere und steht in engen Beziehungen mit den seit einigen Jahrzehnten bestehenden Bestrebungen, ein neues Christentum zu schaffen; das Tolstoische Christentum ist nicht mit im Spiele, vielmehr die Lehren des sehr bemerkenswerten Moralphilosophen Wladimir Ssolowjow (1852–1900). Ihre Bestrebungen sind recht unklar und kennzeichnen sich durch ein höchst sonderbares Konglomerat von Christentum, Spiritualismus, etwas Sozialismus und Erotik und noch verschiedenen anderen sich mehr oder weniger widersprechenden Dingen. Diese ganze Richtung ist wohl kaum lebensfähig und hat nur eine kleine Gemeinde treuer Adepten; sie ist nur auf einige Petersburger Kreise beschränkt, während Petersburg überhaupt nur eine untergeordnete Rolle im geistigen Leben des modernen Russlands spielt. Diese führende Rolle gebührt vielmehr Moskau, wo sich auch tatsächlich alle bedeutendsten Strömungen in der Kunst, Literatur und Musik konzentrieren.

Die zweite jüngere, aber bei weitem bemerkenswertere und lebensfähigere Richtung der russischen Dichtung, also diejenige, die frei von Metaphysik ist

und rein künstlerische Ziele anstrebt, wird in Russland oft kurz die „Moskauer Dekadentenschule“ benannt. Ihr gehören die begabtesten und bedeutendsten russischen Lyriker an.

Der markanteste Vertreter dieser Schule und zugleich der hervorragendste russische Dichter der Jetztzeit ist Konstantin Dmitrijewitsch Balmont. Er stammt von skandinavischen Vorfahren und ist 1867 im Gouvernement Wladimir geboren; er besuchte zunächst ein Gymnasium, dann die juristische Fakultät der Universität Moskau. Diese Studien wurden jedoch nicht abgeschlossen, da er wegen politischer Umtriebe relegiert wurde. Als Zwanzigjähriger stürzte er sich in einem Anfall von Trübsinn aus einem Fenster im dritten Stock auf die Strasse. An den bei dieser Gelegenheit erhaltenen schweren Verletzungen hatte er über ein Jahr zu laborieren und erholte sich dann vollständig. Diesem Sturze aus dem Fenster, der dem Jüngling leicht das Leben kosten konnte, verdankt der Dichter, nach seiner eigenen Behauptung, die Entstehung und die Entwicklung seines dichterischen Talentes. Der Dichter erzählt, dass dieser misslungene Selbstmordversuch ein schnelles Aufblühen aller seiner geistigen Kräfte und eine ungeahnte Lebensfreudigkeit zur Folge hatte. Diese so unwahrscheinlich klingende Behauptung wird durch das ungewöhnlich rapide Aufblühen seiner vielseitigen Talente vollauf bestätigt. Im Jahre 1890 erschien die erste Gedichtsammlung Balmonts, die übrigens ganz unbemerkt blieb. Fünf Jahre später wurde er aber schon als der talentierteste Vertreter der aufstrebenden russischen Moderne gefeiert.

Während eines verhältnismässig kurzen Zeitraums hat Balmont insgesamt zehn Bände Lyrik, ferner eine Menge Essays über Kunst und Literatur veröffentlicht. Fast alle europäische Sprachen beherrschend, hat er dem russischen Publikum eine grosse Anzahl westeuropäischer Meisterwerke in wunderbaren Uebertragungen vermittelt;

so Goethe, E. T. A. Hoffmann, Heine, Lenau und Gerhart Hauptmann aus dem Deutschen; sämtliche Werke von Edgar Poë und Shelley, ferner Wilde und Whitman aus dem Englischen; alle Werke von Calderon und eine Reihe von Volksliedern aus dem Spanischen und schliesslich verschiedene Dichtungen und prosaische Abhandlungen aus dem Französischen, Italienischen und den skandinavischen Sprachen.

Balmont fand neben seinen so zahlreichen und vielseitigen literarischen Arbeiten noch Zeit, um grössere Reisen nach Italien, Spanien und England zu unternehmen. Im Jahre 1904 machte er eine grössere Reise nach Mexiko und studierte dort u. a. die Theogonie und Sagenwelt der amerikanischen Urbewohner. Ausserdem hielt er Vorlesungen über Literatur an der Taylor Institution zu Oxford.

Schon diese kurzen Daten zeugen von einer ganz ungewöhnlichen Vielseitigkeit des Dichters. Dieser Eindruck steigert sich aber noch beim Studium seiner Werke. Ein deutsch-russischer Kritiker, Herr Arthur Luther, sagt in seinen „Studien zur russischen Literatur", dass Balmont wohl das ursprünglichste lyrische Genie sei, das die Weltliteratur seit Goethe aufzuweisen habe. Dieser Vergleich mit Goethe ist wenigstens in Bezug auf Vielseitigkeit und Produktivität nicht unberechtigt; und es gibt wohl kaum einen zweiten Dichter, dem die Natur so „goethisch" nahe wäre und der so ganz von ihr in allen ihren Offenbarungen durchdrungen wäre, wie Balmont. Alle unzähligen engeren Gebiete der Dichtkunst, von denen jedes einzelne nur eine ziemlich eng abgegrenzte Domäne seiner russischen Dichterkollegen ist, beherrscht Balmont mit einer Fertigkeit, die jeden einzelnen Dichter auf seinem engeren Gebiete bei weitem übertrifft. So hat Balmont wunderbar schlichte und intime Naturbilder geschaffen, Liebeslieder von einer blütenhaften Zartheit der Empfindung, und daneben auch andere — glühende und brünstige —

gedichtet; herrliche ganz einfache Reime den Kindern und flammende Revolutionsgesänge den Arbeitern geschenkt; er hat Ton, Stil und Sprache der Volkslieder neu verarbeitet und dabei verblüffende Resultate erzielt; einige Gedichte sind von einem feinen mystisch-religiösen Hauch erfüllt, andere gemahnen an Zauberformeln der grauen Urzeit; ein den Elementen geweihter Hymnenzyklus enthält Schöpfungen, die an Erhabenheit und Grösse mit den besungenen Elementen selbst wetteifern; andere Gedichte sind dagegen rein musikalische Schöpfungen, bei denen man gar nicht an den Sinn der Worte denken muss, sondern schon vom Klang der Sprache, von dem Tonfall und dem Rhythmus ganz berauscht wird. Ich möchte beinahe behaupten, dass ein poetisch veranlagter Deutscher, dem die russische Sprache ganz fremd ist, schon beim blossen Zuhören der russischen Urtexte mancher Balmontschen Gedichte erraten kann, dass in diesem Gedicht vom Wasser, in jenem vom Feuer oder vom Wind die Rede ist.

Balmonts grösste Stärke liegt in der meisterhaften Beherrschung der Sprache, die er so vervollkommt und verfeinert hat, wie wohl kaum einer seiner Vorgänger auf dem russischen Parnass. Alle Zeichen sprechen dafür, dass der zukünftige russische Literaturhistoriker von Balmont an die zweite grosse Epoche in der Entwicklung der russischen Sprache rechnen wird, während die erste Epoche mit Puschkin ansetzt. Balmont gebührt in der Tat die Ehre, die russische Sprache zu ganz neuen und ungeahnten Höhen erhoben zu haben, so dass seine Entdeckungen und Neuerungen auf sprachlichem Gebiete schon allein für das Aufblühen der gesamten neueren russischen Lyrik von grösster Bedeutung sind.

Die Schaffung ganz neuer und bisher unbekannter Formen, Rhythmen und Versmasse (an denen die neuere russische Dichtung überhaupt sehr reich ist), ist auch eines der grossen Verdienste Balmonts. Die Versuche, die Willkür des französischen „Vers libre" in die russi-

sche Dichtung einzuführen, schlugen meistens fehl. Balmont dichtet, mit nur seltenen Ausnahmen, in streng eingehaltenen Formen, die in unendlicher Mannigfaltigkeit wechseln, und befolgt das für jedes einzelne Gedicht festgesetzte Versmass mit der peinlichsten, sogar mathematischen Genauigkeit. In den seltenen Fällen, wo er den „Vers libre" anwendet, erreicht er mit ihm wunderbare, geradezu musikalische Effekte. Als Beispiel diene das Gedicht „Der Brand" (Seite 42), in dem er durch die schwankende Länge der Zeilen meisterhaft das Wesen der Flamme andeutet.

Was den russischen Leser an Balmonts Gedichten besonders bestrickt, ist die vollständige Abwesenheit jeder Mache und Mühe: man sieht in ihnen nichts von Arbeit, man hat im Gegenteil das Gefühl, dass die wunderbaren Verse, Bilder und Reime ihm ganz von selbst erscheinen, in einem nie versiegenden Strom zufliessen, so dass der Dichter nur mit vollen Händen in diese unerschöpfliche Fülle hineinzugreifen hat. Balmont selbst schildert in einem seiner Gedichte, wie ihm die Worte, Bilder und Weisen ganz von selbst zufliegen und wie er erstaunt und von einer gewissen heiligen Scheu erfüllt mitten in diesem Reigen steht. Er ist sich seiner wunderbaren Gabe wohl bewusst und eine ganze Reihe seiner Gedichte ist seiner eigenen dichterischen Schöpfungskraft gewidmet. Wenige Dichter seit Horaz mit seinem „Exegi monumentum aere perennius" haben es gewagt, von ihrer eigenen Bedeutung und vom Wert ihrer Dichtung zu sprechen; wenn es aber Balmont tut, so finden wir in seinen Worten keine Spur von Selbstüberhebung oder Eitelkeit: wir sehen ihn vielmehr vor seiner Gabe, wie vor einem wunderbaren heiligen Rätsel stehen und dieses Wunder mit der gleichen Ehrfurcht betrachten, wie alle anderen Wunder der Natur. Selbst das geradezu herausfordernde Gedicht „Bin der Wohllaut . . ." (Seite 49) wurde ihm weder von seinen Dichterkollegen, noch von der

Kritik übelgenommen: die Kritik gibt dem Dichter dieser selbstverherrlichenden Ode vollkommen recht, während die Dichter stolz darauf sind, Balmonts „Trabanten“ zu sein.

Valerij Jakowlewitsch Brjussow ist wohl der bedeutendste der Balmontschen „Trabanten“. Er hat mit diesem die blendende, wunderbar abgeschliffene Sprache und die Schönheit des musikalischen Tonfalles gemein. Sein leidenschaftliches Temperament kommt in seinen recht zahlreichen erotischen Gedichten zum Ausdruck und diese, bei einem slavischen Dichter so seltsam anmutende Gedichte zählen wohl zu den besten Werken Brjussows. Einige dieser Gedichte haben einen so unbändig leidenschaftlichen Ton, dass sie bis vor kurzem von der in solchen Dingen (aber nur in solchen Dingen) ziemlich liberalen russischen Zensur mit Beschlag belegt waren. Daneben vertritt Brjussow das Gebiet der Grossstadtlyrik und steht auch überhaupt dem wirklichen, realen Leben viel näher, als seine Dichterkollegen. So hat er in mehreren sehr starken Gedichten auf die russischen politischen Ereignisse reagiert und auch im Vorworte zu seiner letzten Gedichtsammlung „Stephanos“ die Stellung des Dichters in den bewegten Tagen der Revolution in starkempfundenen Worten geschildert.

Er ist wohl der einzige russische Dichter, dessen Werk starke und unverkennbare Einflüsse des Auslandes verrät: so vor allem Przybyszewski, Edgar Poë, dann vielleicht Verlaine und die junge belgische Schule. Diese fremden Einflüsse werden aber von seiner eigenen ungemein mächtigen Individualität gänzlich übertönt, so dass Brjussow als einer der persönlichsten und originellsten russischer Dichter gelten darf.

Brjussow ist 1873 zu Moskau geboren, wo er auch noch heute lebt. Seine Studien machte er an der Moskauer Universität. Schon 1893 trat er mit seinen Gedichten in die Oeffentlichkeit und erwarb sich ziem-

ich rasch die Achtung der Kenner. Er hat bisher, neben zahlreichen Zeitschriftenbeiträgen, fünf Bände Lyrik, sechs Bände Essays über Kunst und Literatur und einen Band Novellen veröffentlicht. Zu erwähnen ist noch sein bedeutendes Drama „Die Erde." Daneben hat Brjussow auch ziemlich viel übersetzt, so u. a. die Gedichte von Verlaine und Verhaeren; namentlich die Nachdichtungen von Verlaine sind ganz meisterhaft: hier spricht vielleicht eine gewisse, wenn auch entfernte, Seelenverwandtschaft beider Dichter mit.

Nebenbei will ich noch bemerken, dass einige Novellen und Gedichte Brjussows bereits deutsch erschienen sind, so im „Magazin für Literatur" 1903, „Das Leben" 1906, „Das neue Magazin" 1904 und „Freistatt" 1905.

Von den zahlreichen jüngeren russischen Dichtern, die sich zum grössten Teil an die Balmontsche Gruppe anschliessen, seien hier als die bedeutendsten genannt: Andrej Bjelyj, Alexander Block, Gorodezkij, Wjatscheslaw Iwanow und Max Woloschin. Von der Aufnahme ihrer Dichtungen in die vorliegende Sammlung habe ich abgesehen und zwar lediglich aus dem Grunde, dass ich den Umfang des Buches nicht allzusehr ausdehnen wollte und es vorgezogen habe, nur einige besonders typische Dichter in Mustern vorzuführen.

Ganz abseits von Balmont und seiner Schule steht Iwan B u n i n. Die ganze Entwicklung der neuen russischen Dichtkunst, alle Neuerungen auf den Gebieten der Sprache, der Form und des Verses haben bei diesem jungen Dichter nicht die geringste Spur hinterlassen, sind an ihm ganz wirkungslos vorbeigegangen. Was die Form, die Sprache und den Inhalt seiner Gedichte, also alle Aeusserlichkeiten, betrifft, so konnten Bunins Werke ebensogut vor fünfzig Jahren entstanden sein. Aeusserlich unterscheiden sie sich nicht im geringsten von den Werken eines Polonskij oder Feth. Die sogenannte „konservative" russische Literatur (konservativ

natürlich nicht im politischen Sinne des Wortes) nimmt daher Bunin gern für sich in Anspruch und zählt ihn zu den ihrigen; mit weit grösserem Rechte tut aber dasselbe auch die junge Literatur. Bunin selbst gehört aber zu keinem literarischen Lager und lässt seine Gedichte wie in den ehrwürdigsten konservativen, so auch in den modernsten „dekadenten" Zeitschriften erscheinen. Seine Stellung in der modernen russischen Literatur und sein Verhältnis zur Moderne gemahnen etwas an die Stellung, die Detlev von Liliencron in der deutschen Dichtung einnimmt: also von einem jeden Lager zu den seinigen gezählt, doch seine eigene Wege gehend, sich der Form nach an die älteren Dichter anschliessend, doch jung und modern in den Tönen und Stimmungen.

Im Grunde genommen ist Bunin trotz aller konservativer Aeusserlichkeiten ein ganz moderner Dichter; das Moderne steckt bei ihm aber nicht in der Form, noch im Inhalt seiner Gedichte, sondern in seiner beinahe impressionistischen Manier, die Aussenwelt zu schildern, sozusagen im Pinselstrich und in der Farbe. Bunins ureigenstes Gebiet ist die bescheidene russische Natur, die trotz ihrer schlichten Eintönigkeit dem Russen doch unendlich lieber ist, als alle Herrlichkeiten des Südens oder einer Gebirgswelt. Bunin versteht es, wie sein grosser, jung verstorbener Landsmann, der Landschaftsmaler Levitan, dieser unfreundlichen nordischen Landschaft so viele intime, rührende Reize abzugewinnen, wie es wohl kaum einem in sonnigeren Gegenden geborenen Künstler gelungen ist. Auf diese eintönig-graue russische Landschaft war ja auch das Genie Anton Tschechows abgestimmt und Bunin ist der berufenste Erbe Tschechows; in ihm findet die kleine Tschechowsche Schule ihren bedeutendsten Vertreter. In Gegensatz zu Tschechow spielt aber der Mensch mit seinen Leidenschaften bei Bunin nur eine untergeordnete Rolle: er verschwindet ganz in der Natur, bildet nur eines ihrer Elemente und

ist stets auf die Landschaft abgestimmt, also liebevoll und zärtlich im Frühling, traurig und trüb im Herbst.

Bunin versteht es oft mit nur wenigen, fein abgestimmten Worten den Leser ganz in die Stimmung einer Mondnacht, eines klaren Herbsttages oder des ersten Frühlingsgewitters zu versetzen, einem impressionistischen Maler gleich, der die starke Stimmung mit wenigen Farben und Pinselstrichen erreicht. Während das Werk der anderen russischen Dichter in erster Linie musikalisch und dann erst malerisch ist, verhält es sich bei Bunin umgekehrt: er ist eben Maler, und zwar Landschaftsmaler par excellence.

Bunin ist 1870 zu Woronesch (Südrussland) geboren und trat zuerst als Siebzehnjähriger mit einigen Gedichten in die Oeffentlichkeit. Er ist viel weniger produktiv, als die bisher behandelten Dichter und hat nur zwei Bände Lyrik und einen Band Novellen erscheinen lassen. Seine Novellen sind ebenso zart und intim, wie seine Gedichte; ihnen allen fehlt eine eigentliche Handlung, sie sind vielmehr Naturausschnitte und können wohl als „Gedichte in Prosa“ betrachtet werden. Uebersetzt hat Bunin die Werke Byrons und Longfellows, und diese Uebersetzungen zählen zu dem kostbarsten Besitz der russischen Uebersetzungsliteratur.

Die religiös-metaphysische Richtung wird durch folgende bedeutendste Vertreter repräsentiert: Dmitrij Mereschkowskij, Nikolaj Minskij, Zinaïda Hippius und Fjodor Ssologub. Ihre gemeinsamen Bestrebungen lassen sich am besten durch folgende Worte von Zinaïda Hippius (im Vorwort zu ihrer 1904 erschienenen Gedichtsammlung) charakterisieren:

„Ein Gedichtband ist eigentlich der unnützeste Gegenstand der Welt, da doch das natürlichste Bedürfnis eines Menschen das Gebet ist. — Die Poesie kann höchstens als eine Form von Gebet aufgefasst werden.“

Da Mereschkowskij sich hauptsächlich als Kritiker, Philosoph, Romanschriftsteller und Uebersetzer griechischer Tragödien hervorgetan hat, so habe ich von der Aufnahme seiner Gedichte in die vorliegende Sammlung abgesehen.

Mereschkowskijs Frau, die als Dichterin unter dem Namen Zinaïda Nikolajewna Hippius bekannt ist, hat durch ihre zunächst im „Nordischen Boten“ erschienenen Novellen die Aufmerksamkeit literarischer Kreise auf sich gelenkt. Schon ihre ersten Arbeiten verrieten eine starke Neigung zu allem Mystischen und Uebersinnlichen. Dieser Zug wurde in den Gedichten noch deutlicher, während die Ziele ihrer metaphysischen Sehnsucht immer verschwommener und undeutlicher wurden. Die Auffassung von Welt und Kunst lässt sich am besten durch den eben zitierten Passus aus der Vorrede zu ihren Gedichten und aus den Schlussworten des hier aufgenommenen „Liedes“ (Seite 101):

„Ich strebe danach, was noch niemand besessen . . .“

charakterisieren.

Die Sprache der Hippiusschen Gedichte ist fast durchweg schön, oft farbenreich und musikalisch; die Form lässt aber oft zu wünschen übrig. Die angewandten Bilder und Vergleiche sind manchmal recht kühn, aber nicht ohne Reiz (vergl. „Elektrizität“), wenn auch die Symbolik nicht immer verständlich ist. Jedenfalls verfügt die Dichterin über eine sehr starke persönliche Note, die selbst bei der abstraktesten und verschwommensten Symbolik und in den anscheinend unpersönlichsten und erkünstelten Gedichten unverkennbar herausklingt.

Hippius hat bisher nur einen Band Gedichte veröffentlicht; daneben sind von ihr fünf Bände Novellen und Erzählungen, die fast durchweg von dem gleichen mystischen Hauch erfüllt sind, mehrere Essays ästhetischen, religiösen und kritischen Inhaltes und einige Reisebeschreibungen erschienen.

Die Dichterin ist 1870 geboren und hat ihre Jugend in Kaukasien verlebt; ihr Vater war holländischer Abstammung. Sie ist seit 1889 Gattin des bedeutenden Schriftstellers und Dichters Dmitrij Mereschkowskij und lebt zurzeit in Paris. Ihre ersten Arbeiten — Gedichte und Erzählungen — sind anfangs der 90er Jahre in den führenden russischen Monatschriften erschienen.

Nikolai Maximowitsch M i n s k i j (ein von seiner Heimatstadt Minsk abgeleitetes Pseudonym für Wilenkin) ist wohl der bedeutendste Vertreter der religiös-metaphysischen Richtung. Er ist als Lyriker noch vor dem Aufblühen dieser Richtung aufgetreten und seine ersten Gedichte, bei denen der mystische Zug fehlt, gehören zu den besten. Minskij war in der ersten Periode seines Wirkens gleich Nadson (s. o.) ein Jünger der so beliebten „bürgerlichen“ Muse. Von den zahlreichen Vertretern dieser liberalen Dichtkunst stach er aber vorteilhaft ab durch seine starke individuelle Note und die schöne, klangreiche Sprache seiner Verse. Das Hauptmotiv seiner Dichtung bildeten nicht irgendwelche mehr oder minder konkrete liberale Schwärmereien, sondern ein allgemein menschliches Gefühl der Nächstenliebe und des Mitleides. Später verliess der Dichter ganz dieses Gebiet und wandte sich höheren, rein künstlerischen und ästhetischen Idealen zu, wodurch er übrigens einen grossen Teil seiner Popularität einbüsste. Auch diese Periode seines Schaffens wich bald einer dritten und, anscheinend endgültigen — der des religiösen Mystizismus.

In den letzten Jahren hat sich Minskij gänzlich auf das Gebiet religiöser und moralischer Probleme verlegt und das Gebiet der reinen Kunst aufgegeben. Eine Reihe moral-philosophischer Abhandlungen, die alle in der Form meisterhaft sind und den Lyriker verraten, ist grundlegend für die ganze russische neuchristliche Richtung. Ein gewisser sozialistischer Zug

ist auf eine nicht uninteressante Weise mit diesen religiösen Bestrebungen verwoben; Minskij machte ja auch den Versuch, gemeinsam mit Gorkij eine grosse sozialistische Tageszeitung zu redigieren. Diese Zeitung musste aber bald eingehen, teils wegen der von der Regierung bereiteten Schwierigkeiten, teils wegen der zwischen Minskij und den sozialistischen Kreisen entstandenen prinzipiellen Meinungsdifferenzen. Diese Differenzen hatten zur Folge, dass Minskij in Bann getan wurde, da „ein Dekadent und Aesthetiker nichts in der sozialistischen Partei zu suchen habe".

Die in die vorliegende Sammlung aufgenommenen Gedichte stammen aus Minskijs bester Zeit, nämlich aus der Uebergangsperiode vom reinen Aesthetizismus zu der religiösen Richtung.

Zu erwähnen ist noch, dass Minskij eine ganz vorzügliche Uebersetzung der Ilias, welche die früheren russischen Uebersetzungen in Schatten stellt, besorgt hat. Einmal hat er sich auch als Dramatiker mit dem von der Kritik sehr angefeindeten, aber nicht uninteressanten Drama „Alma" versucht.

Minskij ist 1855 im Städtchen Glubokoje (Gouvernement Wilna) geboren, absolvierte das Gymnasium in Minsk und 1879 die Petersburger Universität. Seine ersten, dem Aufstand der Südslaven gewidmeten Gedichte erschienen 1876 und zwar in der jetzt so reaktionären „Nowoje Wremja". Die erste grössere Dichtung „In der Heimat" hatte gleichfalls die Leiden der Bulgaren zum Gegenstand und ist 1877 im „Europäischen Boten" erschienen.

Wie schon oben erwähnt, hält der Russe alle bisher behandelten Dichter für „dekadent"; doch hat diese Bezeichnung, auch im deutschen Sinne des Wortes, höchstens nur bei Fjodor Kusmitsch Ssologub (Pseudonym für Teternikow) ihre Berechtigung, denn alle Werke dieses höchst sympathischen Dichters verraten einen gemeinsamen krankhaften Zug.

Dieser Zug, der einem tiefgehenden seelischen Zwiespalt zu entspringen scheint, gemahnt, wenn auch entfernt, an die pathologischen Naturen der Dostojewskijschen Gestalten. Der Dichter ist von der Natur mit einer reichen poetischen Begabung und mit einer ewigen brennenden Sehnsucht nach dem Höheren ausgestattet, während ihm ein hartes Schicksal ein Leben voller Ungemach beschieden hat.

Dieser krasse Zwiespalt zwischen den Zielen seiner idealen Sehnsucht und der qualvollen und schweren Wirklichkeit klingt als erschreckende Dissonanz in allen Werken Ssologubs und verleiht ihnen zugleich jenen Zug vom Mystischen und Uebersinnlichen, der ihn zu der metaphysischen Gruppe der russischen Dichter gesellt.

Viel deutlicher als in den Gedichten, spiegelt sich die so interessante Persönlichkeit des Dichters in seinen Novellen, die fast ausnahmslos von kranken Kindern handeln, welche bei dem ersten Konflikt zwischen ihrer kindlichen Sehnsucht und der harten Wirklichkeit zu grunde gehen. Ein Teil dieser Novellen ist auch dem deutschen Publikum in einer meisterhaften Uebersetzung (Wiener Verlag, 1900) zugänglich gemacht worden. Ssologubs Prosawerke sind denn auch viel interessanter und anziehender als seine Gedichte: obwohl er sechs Bändchen Gedichte veröffentlicht hat, scheint er doch kein geborener Lyriker zu sein. In den Gedichten gesellt sich zu dem allgemeinen Zwiespalt zwischen Sehnsucht und Wirklichkeit noch eine weitere Dissonanz zwischen Wollen und Können. Ssologubs Sprache und Ausdrucksformen, die in den Novellen und noch mehr in den wunderbaren „Märchen“ ungemein musikalisch und farbenreich sind, werden in den Gedichten oft blass und ausdruckslos: die künstlerischen Mittel scheinen für die angestrebten künstlerischen und ideellen Ziele nicht auszureichen. Allen, die diesen sehr bemerkenswerten Dichter näher kennen lernen wollen, empfehle

ich die Lektüre der oben erwähnten Novellensammlung „Schatten".

Ssologub ist 1863 geboren und ist zuerst gegen 1890 mit seinen im „Nordischen Boten" (s. o.) erschienenen Erzählungen vor die Oeffentlichkeit getreten. Er hat bisher sechs Bände Gedichte und sieben Bände Novellen, Romane und Märchen erscheinen lassen. Seine Märchen, die in einem wunderbar einfachen und dem kindlichen Verständnis angepassten Ton gehalten sind, sind eigentlich beissende und geistreiche politische Satiren, die an die besten Arbeiten dieser Art von Ssaltykow gemahnen; diese Märchen sind vielleicht die gelungensten Arbeiten des Dichters.

Zum Schluss einige Bemerkungen zu den Uebertragungen. Von dem Standpunkte ausgehend, dass die Form und der Rhythmus einen der interessantesten Momente bei der neueren russischen Dichtung bilden, habe ich alle Versmasse, Rhythmen, sowie überhaupt alle metrischen Eigenheiten der Originale überall peinlichst genau eingehalten und selbst alle wirklichen oder scheinbaren Unregelmässigkeiten und Abweichungen wiedergegeben. Daneben war ich bestrebt, auch eine möglichst wortgetreue Uebersetzung zu geben und glaube dieses, soweit es sich nur mit der strengen Beibehaltung der Form vereinbaren liess, erreicht zu haben. Auch sind alle Vergleiche und Bilder der Originale möglichst genau deutsch nachgebildet. Nur in ganz wenigen Fällen, wenn die wörtliche Uebersetzung deutsch unpoetisch oder unverständlich wirken könnte, musste ich zu analogen Bildern, die der deutschen Sprache und Dichtung mehr eigen sind, greifen.



К. Бальмонтъ.

KONSTANTIN BALMONT

NACH EINER ZEICHNUNG VON V. SJEROW.

KONSTANTIN BALMONT

Die Birke.

Du Birke der Heimat mit der schimmernden Rinde,
Ich hab' deiner im Dickicht des Urwalds gedacht,
Deines silbernen Laubs, auch des duftenden Flieders,
der lieblichen Linde
Und des Nachtigallsanges bei mondheller Nacht.

Doch die Heimat war ferne
Und ich atmete tropischer Wälder berauschenden
Duft,
Aus dem Dickichte leuchteten Augen des Raub-
tiers wie Sterne
Und von Affengeschrei war erfüllt vor dem
Sturme die Luft.

Und ich wieg' mich im breiten
Mexikanischen Sattel so fremd und so schwer,
Doch ich denk' an die Jugend, an liebe vergangene
Zeiten
Und die Schatten der Heimat erscheinen im Nu
um mich her.

Und ich webe und wirke
Aus entschwindenden Schatten ein Bild der ent-
schwundenen Zeit:
Vor mir seh' ich dich wieder, du liebliche, trau-
ernde Birke
Und dein schimmerndes Laub . . . Meine Heimat,
wie bist du so weit.

Wasser.

Im Tau, der des Morgens auf sonnigen Auen
  Erstrahlt in bezaubernder Pracht,
In Teichen, wo stille Gewässer sich stauen,
Im Brausen des Meeres, wo Unheil und Grauen, —
Nie werde ich müde dein Antlitz zu schauen,
  Das strahlend im Sonnenlicht lacht,
Wie buntes Geschmeide von tanzenden Frauen,
In grünlichen Strahlen, in gelben und blauen,
  In roten und schwarzen wie Nacht,
In Farben, die wenige Augen nur kennen,
In Farben die gleissen, und blenden, und brennen
  Von glühender Sonne entfacht.

Wie bunte Kristalle ist manchmal dein Funkeln,
Und manchmal erstirbst du in trüben und dunkeln
  Beruhigten Wellen im Port.
Ich kann zwar die Worte zu blendenden Bildern
Verbinden, doch deine Gebärden zu schildern
  Versagt das erlahmende Wort.

Das Wasser zeigt wechselnd neue Gesichter
  In Tiefen, im sprühenden Schaum.
Stets wechseln die Farben, Geräusche und Lichter,
Und hüllen den schauenden, horchenden Dichter
  In einen berückenden Traum.

Das Wasser ist reich an geheimen Gewalten,
An leisen Gesängen, an Märchengestalten,
So leicht und so unsagbar schwer.
Und ewig sich gleichend, doch ewig verschieden
Im eisigen Norden, im sonnigen Süden
Hat tausend Gebärden das Meer.

Bei irrenden Reisen
Auf Meeresgeleisen
Stets schau ich ins Wasser mit Gier.
Und horche den tönenden Weisen.

Im Indischen Ozean — blau wie Saphir
Ertönt es in sanften Akkorden;
Im Persischen Meerbusen — leuchtendes Grün;
Und Wogen so rot, wie ein dunkler Rubin
Aegyptens Gestade umborden.
In China ist's durchscheinend-gelblich wie Harz;
Am Ufer der Krim ist es drohend und schwarz
Und weiss in Sibiriens Norden.

Und wo ich auch weilte, stets hab' ich gedacht
Des Wassers berauschender Pracht.

An die Sonne.

Dir, o heisse und leuchtende Sonne, mein Lied
soll erklingen!
Meine Laute hat Töne von rauschender Schönheit
und Macht,
Und ich weiss, wie von herrlichem Wohlklang
erfüllt ist mein Singen, —
Doch es schwindet mein Können vor deiner un-
sterblichen Pracht.

Wär' ich nicht als ein Dichter voll Träume und
Sehnsucht geboren,
Wäre ich eine Welle im Meer, die getrieben im
Wind, —
Eine kostbare Perle im Ufersand hätt' ich ver-
loren,
Doch ich wüsst' nicht wieviel ihrer Schwestern im
Meere noch sind.

Hätt' mich nicht zum Poeten erkoren die gött-
liche Güte,
Sondern hätt' ich des blühenden Maiglöckchens
edle Gestalt, —
Freudig würde dich preisen mit lieblichem Duft
meine Blüte,
Doch ich wüsst' nicht wieviel meiner Schwestern
noch duften im Wald.

Nur ein winziges Teilchen der mächtigen, heiligen
Wonne,
Die den Welten du spendest, erklingt hier in
meinem Gedicht.
Ewig jung bist du, freudig und gütig, o göttliche
Sonne!
Doch das Göttlichste ist, dass für A l l e du
spendest dein Licht.

Das Weltmeer.

Ozean! mein grosser, alter Ahne!
Dich umhüllt ein tausendjähr'ger Traum,
Lebensspender! rächender Titane!
Tiefer, Spiegelbild vom Weltenraum!

Warst ein Zeuge erster Schöpfungstage,
Und du sahst das erste Morgenrot,
Hast erlebt, was uns erzählt die Sage,
Und weisst mehr als wir! Kennst keinen Tod!

Niemand hat dich je ins Joch gezwungen;
Uns're Erde ist schon müd' und alt,
Doch aus deinen tausend gier'gen Lungen
Laut der ewig junge Odem hallt.

Du kannst still und stürmisch dich gebärden,
Bist die Wahrheit und du bist ein Wahn;
Lasse nur zu einem Tropfen werden
Mich in deinen Tiefen, Ozean! . .

Zauberwelt.

(Aus den „Kinderreimen".)

In die Tiefe führt ein Gang
Und er ist so eng und lang.
Diesen Gang in leichtem Trab
Mein Gedanke steigt hinab;

Schaut sich staunend um im Kreis
Und erblickt ein Schloss aus Eis,
Sieht ein wahres Zauberland:
Lauter Mondstein, Diamant.

Aus Opalenhaufen ragt
Ein grünleuchtender Smaragd
Und er blendet meinen Blick.
Dazu liebliche Musik:

Flöten, Lauten, Geigen, Bass;
Ein Paar kleine Schuh' aus Glas
Drehen sich im leichten Tanz.
Säulen, Lichter, Farben, Glanz . . . . .

In die Tiefe führt ein Gang
Und er ist so eng und lang.
Doch um dieses zu erspäh'n,
Musst du ganz behutsam geh'n.

Bunte Muscheln.

Muscheln, Steinchen, farbige Gestalten,
Gräser spiegeln sich im klaren Fluss. —
Sprach der Alte einst zu seiner Alten:
„Ew'ge Langeweile und Verdruss!"

Sprach die Alte: „Na, was meinst du Alter:
„Schaff' den Menschen du das blaue Meer;
„Ich erschaffe Wälder, Bäche, Falter,
„Dann ist unser Leben nicht mehr leer.

„Menschen werden Schiffe sich erbauen,
„Schreien, singen, schimpfen auf dem Strand,
„Werden ruhen auf den grünen Auen;
„Quellen werden rieseln aus dem Sand.

„Auch die Kinder werden Freude haben
„An den Muscheln, Fischen, Steinchen, Gras.
„Und wir beide werden uns dran laben —
„Nun, was meinst du Alter? Tun wir das?" —

Und da kommt das Meer mit seinen Wellen,
Und die Bäche rauschen durch den Wald,
Plätschern, klingen hell wie Silberschellen,
Segel bläh'n sich und Gesang erschallt.

Fröhlich leben nun dahin die Alten:
Bäche rieseln klar und hell wie Glas,
Junge Gräser, leuchtende Gestalten,
Bunte Muscheln, Steinchen, Sand und Gras.

Schneeflocken.

(Aus den „Kinderreimen“.)

Es fielen die Flocken dem Kind auf die Finger;
Der kleinste der Finger der kriegte der Schnee-
flocken acht.
Es waren so zierliche, glitzernde Dinger,
An Formen verschieden, doch gleichend an Pracht.

Da waren auch Sternlein und Kreuze, und Kreise,
Und winzige Blüten dabei.
Kaum rührten sich aber die Händchen ganz leise, —
War alles vorbei!

Unter dem Flieder.

Wir standen unterm Flieder, in seinem Duft verzückt
Und hüllten uns in Träume, der Wirklichkeit entrückt.

Der Frühlingsmorgen wurde zum uferlosen Meer
Von Wolken, Bäumen, Zweigen und Blüten um uns her.

Ein Meer von Blumen, Farben entstand um uns im Nu:
Nur Blumen, Düfte, Gräser und Liebe, ich und du.

Wir hielten uns umschlungen und schmiegten Wang' an Wang',
Die Seligkeit des Flieders in uns're Herzen drang.

Die Sonne strahlte Wärme und Liebe immerzu,
Es war ein Staunen, Beben, ein Rausch, und ich, und du.

Wir lebten ew'ge Stunden im kurzen Sonnenschein,
Der Frühlingsmorgen strahlte für uns, für uns allein!

Wir waren zwei Gebilde von Licht und Frühlingsluft,
Zwei Träume, die gewoben der Fliederblüten Duft.



Ein Brand.

Anfangs wollte ich nur scherzen:
Spielend schürt' ich ihren Brand.
Als ich sah die Glut die schwüle,
Spürte ich, trotz meiner Kühle,
Schreck im Herzen.
Wollte fliehen und zerreissen
Jäh dies Band.

Doch die leuchtenden und heissen
Flammen schlugen hoch empor,
Gellend, zischend war ihr Chor,
Schlangenartig war ihr Gleissen.
Rasend schnell
Stieg und kreiste nun das Feuer, züngelnd, lodernd, blendend hell.
Und ich sah im Rauch Gesichter,
Tiere, Fratzen, wilde Lichter;
Doch die Flammen schlugen qualmend über mir und ihr so grell.

Unerschöpflich wie ein Quell,
Wie ein Meer von Pech und Schwefel,
Wuchs der Brand in lohem Glanz,
Mich — in süsse Träume wiegend,
Sie — versengend und besiegend.
Und voll Frevel
Kreiste ich mit ihr verschlungen in dem trunk'nen Flammentanz.

Die Nixe.

Wenn du weisst, wer ich bin, und mich magst, —
nimm mich hin:
Bist der einzige Mensch, des gelüstet mein Sinn.
Eh' ich dich hab' geseh'n, war ich kalt wie der
Schnee,
Denn ich wohne im tiefen und schweigenden See.

Aber warte noch: gleich kommt das Mondlicht so
bleich . . .
Sieh, es spiegelt sich jetzt schon im dämmernden
Teich.
Sieh den bläulichen Schein! Küss' mich heiss!
Bist du mein?
Hier! Und hier! So! Und da! O wie süss ist's zu
zwei'n!

Sie gab sich mir hin ohne Klage,
Sie hat nicht an Reue gedacht.
— Wie klar sind die sonnigen Tage,
Wie ist doch das Meer voller Pracht!

Sie sagte nicht: „Nein! lass mich gehen“,
Sie wollte von mir keinen Schwur.
— Wie mild uns die Winde umwehen,
Der Abendhauch kühlt schon die Flur!

Die Schande, das drohende Dunkel
Der Zukunft erschreckten sie nicht.
— Wie sanft ist der Sterne Gefunkel,
Wie mild ist ihr ewiges Licht!

Feuerzauber.

In der Kindheit — sind es Funken
Vom Kamin; in rotem Brand
Stieben sie so wirr und trunken,
Schatten malend an die Wand.

Später — fesseln uns die Kerzen
Und ein alter Märchenband;
Nach den Märchen — Mädchenherzen
Und der Liebe Zauberland.

Später sind es Gluten, Brände,
Heisse Flammen grell und rot;
Welcher Zauber kommt am Ende:
Ist es nur der Tod? . . .

Die drei Edelsteine.

Das güt'ge Schicksal schenkte mir drei Edelsteine
Von grosser Zauberkraft; verschieden war ihr Sinn:
In fremde ferne Länder führte mich der eine
Und zu dem hellen Glück der ersten Liebe hin.

Es gab mir Macht der zweite über eine Menge
Von Menschenherzen. Doch der dritte Zauberstein
Der zeigte mir die tiefverborg'nen engen Gänge,
Die in die Tiefen führen, in mein Herz hinein.

Ins Meer warf ich den ersten lachend vom Balkone;
Und auch den zweiten; heb' vielleicht ihn wieder auf.
Der dritte aber ist ein Kleinod meiner Krone,
Und er allein erhellt mir meines Lebens Lauf.

Die Tore.

Zwei müde Wandrer klopften an die Tore,
Sie klopften lange, mit Geduld und Macht.
Es blickte trüb der Mond im Nebelflore
Auf sie herab und schweigsam war die Nacht.

Die Zeit stand still. Es währte ohne Ende
Die blinde Nacht, so drückend und so leer.
Ermüdet waren längst die wunden Hände, —
Verschlossen blieb das Tor so stumm und schwer.

Die unbarmherzig-starre, hohe Mauer
Warf einen dunklen Schatten vor sich hin.
Ein unsichtbarer Hauch von tiefer Trauer
Und dunklem Leid bedrückte schwer den Sinn.

Verschlossen blieben ewig die verhassten
Und stummen Tore, trotzig wie Granit.
Die müden Wandrer bebten und erblassten,
Wie weisser Nebel, der im Mondlicht zieht.

Ob ihrer Ohnmacht lächelten die Zeiten.
Es modern beide längst im Erdenschoss;
Viel Hunderte von Jahren vorwärts gleiten,
Doch lebt noch ihre Sehnsucht leuchtend, gross.

Mein Lied.

Mein Lied ist der singende, flüsternde Quell
 Und es rieselt so schnell und so hell;
Mein Lied ist der Leidenschaft brausender Fluss,
 Eines Mädchens frisch duftender Kuss.

Mein Lied ist das starre und schimmernde Eis,
 Das unendliche, blendende Weiss;
Mein Lied ist der Schnee und des Abendrots Brand
 Und der Wolken vergoldeter Rand.

Doch hab' ich die Weisen nicht selber erdacht,
 Denn es hat sie der Sturm mir gebracht:
Der Wind hat die tönenden Saiten berührt
 Und mein Herz hat sein Singen gespürt.

Mein Lied mit dem luftigen, duftigen Klang —
 Ist des rieselnden Regens Gesang.
Die Farben verdank' ich dem glitzernden Licht
 Der Gestirne, das strahlend sich bricht.

Bin mehr als ein Mensch, doch zu Menschen gesellt,
 Und ich schwimme im Strome der Welt.
Ins Weltmeer ergiesst sich der Töne Gewalt
 Und mein Lied hundertstimmig erschallt.

Bin der Wohllaut der zierlichen und eleganten
Langsam fliessenden Sprache. Nur meine Trabanten
Sind die anderen Dichter. Denn ich fand die Klänge,
Welche niemand noch kannte und neue Gesänge.
Bin des Donners Gedröhn,
Bin ein stürmischer Föhn,
Bin ein rieselnder Quell,
Bin ein Blitz schnell und grell.

Eines rieselnden flüsternden Stromes Gebärde,
Eines Edelsteins Gleissen im Schosse der Erde,
Eines Waldes Geraune und nächtliche Blitze —
Ich erfass' es, begreife, beherrsche, besitze!
Ich bin stark, bin ein Held,
Liebe mich und die Welt,
Bin ein sprossender Keim,
Bin ein klingender Reim!



Валерій Брюсовъ

VALERIJ BRJUSSOW

NACH EINEM GEMÄLDE VON WRUBEL.

VALERIJ BRJUSSOW

Abendlied.

Es schwanken auf ragenden Stengeln
Elektrische Monde so bleich.
Es summen wie Harfen von Engeln
Die schwingenden Drähte so weich.

Erleuchtete Uhren erscheinen
So gelb in dem nebligen Rauch,
Und Labung den durstenden Steinen
Der Stadt bringt ein kühlender Hauch.

Es fällt von den bleichen Gestirnen
Der Schlaf auf die qualmende Stadt;
Er küsst auch die Augen der Dirnen,
Die blicken so scheu und so matt.

Wie eine verklingende Leier
Verliert sich des Tages Gedröhn.
O senk' auch auf mich deinen Schleier,
Du Abend, von schweigenden Höh'n!

Das Weib.

In Schmerzen krümmte sich vor mir ein Weib,
Ihr Stöhnen war wie wilder Tiere Brüllen
Und sie entblösste schamlos ihren Leib.

Ich sah ein bleiches Grau ihr Antlitz hüllen,
Aus ihren Lippen sickern dunkles Blut
Und wilden Hass den stummen Blick erfüllen.

Und sinnlos war ihr Reden, voller Wut;
Sie schwieg jedoch, wenn ihre Krämpfe wichen
Und wenn sich kühlte ihres Fiebers Glut.

Doch wieder kam der Schmerz mit widerlichen
Verstärkten Krämpfen und mit Fieberbrand;
Die wilden Augen voller Hass erblichen.

Erlahmt in ihr war alles: Herz, Verstand;
Sie wollte eines nur: entflieh'n den Schmerzen.
Mit dunklem Blut befleckt war ihr Gewand.

O junge Mädchen! frohe Blütenherzen!
Euch ruft der leichte Walzertakt zum Tanz,
Ihr könnt wie Schmetterlinge flattern, scherzen!

Doch kommt die Zeit, — zertreten wird der Kranz
Und Qualen werden euern Leib zerfleischen,
Vernichten jeden jungen Blütenglanz:

Ihr werdet auch einmal wie Tiere kreischen!

Nachtschatten.

Ein berauschender Reigen von wollüst'gen Bildern
schwebt in schimmerdem Gleissen am
üppigen Pfühl,
Es erbeben die Brüste, es schimmern die Leiber
und es duftet so drückend, so heiss
und so schwül.
Und ich lieg' auf dem Lager, ich rühr' nicht die
Arme, all die Bilder zu greifen, bin
starr wie ein Stein,
Und ich schau in die gleissenden, schamlosen
Bilder bei der duftenden Kerze blass
flackerndem Schein.
Es umschweben mich Leiber so leuchtend wie
Marmor, brünstig zuckende Kniee und
schimmerndes Haar,
Und es flackern die Flammen der Kerzen wie
Schlangen und beleuchten der Leiber
wild kreisende Schar.

O du taufrischer Morgen am Meeresgestade! O ihr
seligen Lüfte so frisch und so mild!
O ihr Stimmen des goldenen Frühlings im Herzen!
meiner frühen Geliebten entschwunde-
nes Bild!

Dieser Morgen er folgte der reichsten der Nächte,
ganz durchflutet von werdender Liebe und Glück!
Dieser Morgen, die Lüfte, die Sonne, die Möwen —
alles spiegelte hold dein hell lächelnder Blick.
Ganz berauscht und bestürzt wie ein liebender
Knabe bin ich selig und blick' in den Himmel so klar . . .
Und es flackern die Flammen der Kerzen wie
Schlangen und beleuchten der Traumbilder kreisende Schar.

Eine Begegnung.

Du gingst an mir vorbei in Eile,
Den Blick voll Scham und Angst so schwer.
Ich sah dich nur für eine Weile
Und treffe dich wohl nimmermehr.

Wer bist du? und woher? wer teilte
Mit dir das Zimmer diese Nacht?
Dein irrer Schritt ihm jetzt enteilte,
Du trägst dein Bündel scheu und sacht.

Hat dich die Liebe auf das Pflaster,
In dieses feile Haus geführt?
Hat dich gesättigt auch das Laster,
Hast du der Sünde Glut gespürt?

Kamst du des schnöden Geldes wegen?
Hast du die schwere Nacht verwünscht,
Als du beim fremden Mann gelegen,
Den deine Seele nie gewünscht?

Du kehrst zum Alltag heim mit Bangen;
Die Nacht entschwand, der Tag bricht an.
Wen hast du eben hintergangen:
Die Mutter, oder deinen Mann?

Die Entführung.

An steiler Wand hält unser Nachen.
Die Leiter fällt. Ein leiser Pfiff.
Sie steigt herunter auf den schwachen,
Unsicher'n Sprossen in das Schiff.

Ein jeder tiefe Sehnsucht spürte,
Als sie erschien verhüllt und schlank
Und als ihr kleiner Fuss berührte
Die alte morsche Ruderbank.

Ich hab' sie bebend aufgefangen
Wie ein verhülltes Heiligtum.
Die Ruderschläge leis' erklangen
Und Nebel stieg um uns herum.

Sie nahm nicht vom Gesicht den Schleier
Und sass mit uns so stumm und zag;
Doch lauter als das Meer und freier
War unsrer Herzen wilder Schlag.

Im Herzen eine tiefe Wunde,
Den Degen in der Hand parat,
Ein jeder fühlte, dass die Stunde
Der Bruderzwiste drohend naht.

Die Gärten der Hesperiden.

Fern an einem fremden Meere
Weiche, milde Winde weh'n.
Dort, im ewig frohen Lande,
Frei von jeder Erdenschwere
Hesperidengärten stehn.

Lass dich treiben von den Wellen
Und sie bringen bald dein Schiff
Hin zu einem sel'gen Strande,
Wo die Wogen jäh zerschellen
Funkelnd über Fels und Riff.

Nackte Jungfrauen empfangen
Freundlich dort den fremden Gast
Und geleiten dich zum Haine,
Wo Platanen üppig prangen
Und dir winkt ersehnte Rast.

Du benetzest deine Wunden
Aus dem blauen Lebensquell,
Und im milden Sonnenscheine
Lebst du ewig frohe Stunden,
Kraftvoll, jubelnd, jung und schnell.

Einen Reigen siehst du kreisen
Und du schlingst dich in ihn ein.
Lobgesänge froh erklingen,
Freudig Meer und Sonne preisen
Und den dunklen heil'gen Hain.

Aus der marmornen Cisterne
  Kühlst du deine heisse Brust;
Doch zum Tanzen und zum Singen
Lockt dich wieder in die Ferne
  Der Genossen helle Lust.

Zärtlich wählst du dir dann Eine
  Aus der Schar, die dich umfing,
Aus dem holden Mädchenschwarme;
Und im letzten Abendscheine
  Reicht sie heimlich dir den Ring.

Nun ist Nacht. Aus goldner Schale
  Dunkelgoldner Nektar rinnt.
Und in weiche Mädchenarme
Sinkst du hin mit einem Male
  Zärtlich, wie ein müdes Kind.

Rückkehr.

Unvergesslich bleibt mir ewig deiner Lippen erster Kuss,
Sel'ges Beben, scheue Blicke und der wirren Worte Fluss.

Unvergesslich bleibt mir ewig deiner Rede Melodie;
Worte sind mir längst entfallen, doch den Sinn vergess' ich nie.

Doch die Zeit der ersten Liebe, sanfter Küsse ist vorbei
Und es tönt jetzt nur der Wollust heisser, wilder, brünst'ger Schrei.

Die verzückten Worte foltern meinen wonnetrunknen Mund
Und geblendet sind die Augen von den Bildern nackt und bunt.

Ich entfliehe diesen Bildern, wenn ich hör den süssen Laut
Deiner Stimme, die ein Heimweh in mir weckt, so lieb und traut.

Und ich eile hin zum Garten, wo die Luft so kühlend weht,
Wo im milden Licht des Mondes das Vergang'ne aufersteht.

Vor mir seh' ich deine Lippen und dein kindlich
Angesicht, —
Wir sind Kinder und wir flattern wie zwei Falter
um ein Licht.

Doch du senkst, du senkst den zagen, lichterfüllten,
bangen Blick
Und der Abend schenkt mir wieder das verlor'ne
erste Glück.

Alle Wollust war ein Traum nur, draus die Seele
neu erwacht
Und das Glück der ersten Liebe leuchtet wieder
durch die Nacht.

Der letzte Rausch.

Es dringen durch verhüllte Fenster
Die ersten Strahlen scheu und zag
Und wir erbleichen wie Gespenster;
Noch machtlos ist der neue Tag.

Es poltern draussen auf dem Pflaster
Die ersten Wagen laut und schwer.
Du bist so weiss wie Alabaster,
Dein strenger Blick ist klar und hehr.

Betrunken schlafen alle Gäste.
Wir beide wachen nur allein.
Die Rosenkränze, Lorbeeräste
Und Blumen schwimmen welk im Wein.

Die letzten Kohlenbrände funkeln
In dem erlöschenden Kamin.
Jetzt ist es Zeit, dass wir dem dunkeln
Gesetz des Schicksals jäh entflieh'n.

Ich seh' dich deinen Becher heben;
Er stürzt; ich folge dem Signal:
Mein Herz ist dir so blind ergeben
Und folgt dir in die Todesqual.

Ich weiss, in gleichem Takte schlagen
Jetzt uns're Herzen in der Brust,
So frei von Sorgen, bangen Fragen,
So fern von Schmerzen und von Lust.

Es blinken hell der Dolche Schneiden,
Wir sterben lautlos Arm in Arm
Und unbemerkt bleibt unser Scheiden
Von der Genossen trunk'nem Schwarm.

Die Gruft.

In dem Grabgewölbe ruhst du bleich im Myrtenkranz
Und ich küsse deine Stirne weiss im Mondesglanz.

In den schmalen Gitterfenstern blasses Mondlicht webt
Und im sternenklaren Himmel ein Geheimnis schwebt.

Dir zu Häupten stehen Rosen fahl im Mondeslicht,
Tränen glänzen hell wie Perlen dir im Angesicht.

Freundlich giesst der Mond sein Silber in die Gruft hinab,
Auf die Rosen, Tränenperlen und dein junges Grab.

Was erblickst du, was erlebst du jetzt im ew'gen Traum?
Dunkle Schatten beben, schleichen, füllen still den Raum.

Furchtlos bin ich hergekommen durch den dunklen Park,
Grabgespenster halten Wache vor dem off'nen Sarg.

Kurze Zeit nur darf ich weilen hier am Sarkophag,
Denn der Mond ist schon im Sinken und es kommt
der Tag.

Du bist schön und unbeweglich, bleich im Myrten-
kranz,
Bebend küss ich deine Stirne weiss im Mondes-
glanz.

Die Stadt der Frauen.

Wir wurden vom Wind in den Hafen getrieben,
Als eben verglommen des Abendrots Brand.
Ein rötlicher Streif war im Westen geblieben,
Beruhigte Wellen beleckten den Strand.
Der Hafen war menschenleer. Eisiges Schweigen
Des Todes beherrschte den marmornen Damm.
Wir sahen Paläste den Wellen entsteigen
Und schmücken des Ufers gebirgigen Kamm;
Wir sahen viel mächtige Schiffe, Pinassen,
Galeeren sich wiegen auf ruhiger See,
Und prunkvolle Plätze, Paläste und Gassen
Und Gärten sich drängen zum marmornen Quai.
Doch alles blieb lautlos. Wir sahen kein Leben
In Häusern und Strassen so öde und leer.
Wir fühlten ein tiefes Geheimnis umschweben
Die schweigende Stadt und das brausende Meer.
Kein Lotse, kein Ruderknecht kam uns entgegen,
Vom Zollhaus ertönte für uns kein Signal,
Wir sah'n auch kein menschliches Wesen sich regen
Auf keinem der Schiffe, vor keinem Portal.

Wir kreuzten heran zwischen Pfählen und Tauen
Und hissten die Flagge und stiessen ans Land.
Wir schwiegen, erfasst von dem eisigen Grauen,
Als drohe der Tod auf dem lautlosen Strand.

Wir waren sechs furchtlose, wilde Gesellen.
Die anderen blieben geängstigt an Bord.
Wir fürchteten weder den Tod in den Wellen,
Noch diesen verzauberten, düsteren Ort.
Wir irrten umher in den schweigenden Gassen
Und klopften an jedes verschlossene Tor.
Wir gingen durch Gärten, Alleen, Terrassen,
Doch alles blieb lautlos und stumm wie zuvor.
Wir sahen beleuchtete, prunkvolle Läden
Mit Wildbret und Fischen, mit Obst und mit Wein.
Ein heimliches Grauen beschlich einen jeden:
Es schwiegen die Gassen, wir waren allein.

Doch kam uns entgegen berauschend, bedrückend
Ein schwüler, betäubender, lockender Duft.
Er wuchs immer an, uns verführend, berückend
Und füllte die heisse und lautlose Luft.
Wir gingen nun weiter verzückt, doch voll Grauen,
Und wo wir auch hintraten, wehte uns an
Der Duft von entkleideten glühenden Frauen.
Doch zeigte sich niemand. Mit mächtigem Bann
Bezwang uns der Duft und wir waren wie trunken
Von Wollust und Leidenschaft, glühender Gier.
Es sprühten in unseren Augen wie Funken
Gelüste und jeder von uns ward zum Tier.
Da stürzten wir hin zu den Türen und Pforten
Und Gittern; wir pochten und klopften mit Macht,

Wir brüllten in trunkenen, sinnlosen Worten,
Doch schweigsam und stumm blieb die glühende
Nacht.

Und endlich war's unseren Armen gelungen:
Wir brachen das Gitter vor einem Palast
Und sind in den marmornen Vorhof gedrungen
Und stürmten dann weiter mit fiebernder Hast.
Wir drangen in fürstliche Säle und Zimmer
Voll blendenden Reichtums und strotzender Pracht.
Es fiel auf die Wände ein bläulicher Schimmer
Der drückenden, glühenden, schweigenden Nacht.
Wir rasten durch finstere schweigende Räume
Und bebten in brünstigem, wildem Begehr.
Nur Düfte umschwebten uns, trunkene Träume . . .
Das prunkvolle Haus war verlassen und leer.
Der glühende Duft von unzähligen Weibern
Verfolgte, berauschte und lockte auch hier.
Er reizte, erhitzte das Blut in den Leibern,
Wir stürzten zu Boden in brennender Gier
Auf Teppiche, Decken und seidene Kissen.
Wir wälzten uns zitternd in schäumender Wut,
Wir haben die schwellenden Polster gebissen . . .
Doch ungestillt blieb unsre brünstige Glut.

So währte die Nacht. Als die zitternden Wellen
Des Morgenrots drangen ins schweigende Haus,
Da traten sechs furchtlose, wilde Gesellen
Vereint in den kühlenden Morgen hinaus.
Wir gingen nicht weit und wir blieben bald stehen,

Und starrten zum Meere, und sprachen kein Wort.
Wir sahen die Flagge der unsrigen wehen,
Es harrten auf uns die Genossen im Port.
Wir wussten, sie suchen uns, hörten die Pfiffe,
Doch schwiegen wir, drückten uns dicht an die Wand.
Wir sahen die Segel sich bläh'n auf dem Schiffe
Und unsre Genossen verlassen das Land.
Sie stachen in See den Gefahren entgegen;
Es bringt sie der Wind in die Heimat einmal.
Sie werden dort melden, wie toll und verwegen
Wir spurlos verschwunden sind, sechs an der Zahl.

O Brüder, Genossen, euch führen die Pfade
Zur Heimat; vergesst die Gefahren und Not,
Vergesst dieses unheilvoll-stille Gestade!
Doch was wir hier fanden, das ist nicht der Tod,
Wir leiden nicht Mangel an Trank und an Speise.
Die Tage verstreichen. Doch senkt sich die Nacht,
Dann schweben schon wieder die Düfte, erst leise,
Dann stärker und wir sind zum Leben erwacht.
Wir irren umher auf verschwiegenen Wegen
Und atmen berauschenden, wollüst'gen Duft,
Wir gehen unsichtbaren Armen entgegen,
Umarmen die glühende, schwellende Luft.
Wir winden uns brünstig in wilden Genüssen,
Wir bluten und stöhnen in Wollust und Schmerz . .
Nach sichtbaren Frauen und wirklichen Küssen
Und Freiheit verlangt nicht das selige Herz.

Terzinen zu den Bücherverzeichnissen.

Den alten Bücherlisten, Katalogen,
Die mir so lieb sind, bring' ich dies Gedicht;
Ich kenn' die Sprache der vergilbten Bogen,

Vertraut ist mir ihr Wesen, ihr Gesicht.
Mit ihnen liebt' ich stets allein zu weilen,
Zu blättern bei der Lampe mildem Licht.

Durch viele Titel meine Blicke eilen:
Lateinisch, kurz und lang, oft sonderbar,
Viel Grosses find' ich in den knappen Zeilen,

Verscholl'ner Dichter Werke . . . bunte Schar!
Nur manchmal kurze Glossen sie begleiten:
„In Pergament", „vergriffen", „ohne Jahr".

Gerippe dessen, was vor alten Zeiten
Noch Blut und Leben war, und Pracht und Zier!
Es grinst mich an aus alten, toten Seiten

Und spricht zu mir: „Ich brauch' noch viel Papier,
Ich bin noch nicht vollendet, denn noch viele,
Unendlich viele Nummern fehlen mir.

Ihr aber, Dichter, strebt nach eurem Ziele!
Ob ein Prophet, ob nur ein Narr du bist,
Und ob dein Werk dem Wissen, ob dem Spiele

Geweiht, — ich geb' euch allen eine Frist.
So schaff' auch du. Und wenn von deinem Dichten
In mir ein einz'ges Wort enthalten ist,

So kann kein Tod dein Andenken vernichten.
Mein ist der Ruhm, die Ewigkeit, die Macht!
Mein Amt ist — euer Lebenswerk zu richten."

So sagte das Gespenst und hat gelacht.
Mit Ehrfurcht folg' ich seinem stillen Winken,
Und in den Staub, in des Vergessens Nacht

Bin ich bereit in Demut zu versinken.

IWAN BUNIN

Dunkle Nachtschatten schleichen
Und der Ost ist so blau.
Uebers Feld von den Teichen
Geht ein Wind lind und lau.

Heiss und schwül war's am Tage
Und die Nacht näher zieht,
Und sie nimmt jede Plage,
Und sie summt ein Wiegenlied . . .

Traurig schreitet die Nacht . . .
Einsamkeit . . . Finsternis . . .
O mein Herz! schlaf doch ein,
Ruhe aus und vergiss . . .

Zu Hause.

Mir träumte, ich hätt' eine stürmische Nacht
Des Herbstes im Hause der Väter verbracht.
Ich ging einen einsamen finsteren Pfad,
Es peitschte die bebenden Weiden der Wind;
So bin ich dem Dorfe der Heimat genaht,
Dem Hofe, auf dem ich einst spielte als Kind.
Der Hof lag verlassen ... Und scheu wie ein Dieb
Betrat ich das Haus, mir so wert und so lieb.

Unsagbare Qual hat das Herz mir bedrückt,
Als ich nun bei Kerzenschein um mich geblickt:
Die Decken gesprungen, von Schimmel durchätzt,
Die Dielen verfault, die Tapeten zerfetzt,
Die Oefen zerfallen ... Mein väterlich Haus,
Nun bist du zerstört wie mein jugendlich Glück!
Was tu' ich denn hier noch? Nichts blieb mir zurück,
Und was noch zurückblieb ist Moder und Graus ...

Mir träumte, ich sei so durchwandert die Nacht
Im Park, wo die Stürme gebraust und gekracht.
Ich suchte den Baum, den mein Vater gesetzt,
Das Zimmer, da mich meine Mutter gewiegt,
Wo sie meine Wiege mit Tränen benetzt,
Wo sie mich so zärtlich ans Herz hat ge-
schmiegt . . .
Ich rief jetzt nach Jemand, so bang wie ein
Kind . . .
Durch kahle Alleen nur brauste der Wind.

Die vergessene Fontäne.

Das bernsteingelbe Blätterschloss zerfiel:
Durch nackte Bäume ist das Haus zu sehen,
In den Alleen ist es kahl und kühl,
Septemberwinde durch die Gärten wehen.

Der wilde Wind treibt vor sich welkes Laub
Zu der Fontäne, und die Blätter steigen
Wie wilde Vögel in die Luft, wie Staub
Und dreh'n sich überm welken Gras im Reigen.

Ein Mädchen zur Fontäne kommt zuweilen,
Man sieht im Laube schleifen ihren Schal,
Man sieht sie lang' an der Fontäne weilen,

In ihren Augen eine stumme Qual.
Sie irrt wie ein Gespenst. Die Tage eilen
Und unerbittlich ist der Tage Zahl!

Der Kondor.

Der Berge Höhen, wilde Felsenklüfte
Und nackte Zinnen drängen sich ans Meer.
Tief unten liegt das Ufer wüst und leer,
Hoch oben steigt ein Kondor in die Lüfte.

Es hüllt die Nacht die Tiefen und die Ritzen
Ins Dunkel. Und getrieben von der Nacht
Lässt sich der müde Kondor fallen sacht
Von fernen Höhen zu den Felsenspitzen.

Ein langgedehnter, schmerzerfüllter Schrei
Ertönt auf einmal und verstummt. Die Wellen
Am harten Ufer gleichgültig zerschellen

Und wütend tobt die Brandung. Schwer wie Blei
Bedrückt die Nacht die Felsen. Auf den Höhen
Herrscht nur ein schwarzes, kaltes Todeswehen.

Nachts war ich mit ihr allein im Freien.
Bebend küsst' ich ihren roten Mund.
„Du, in deinen Armen will ich schreien!
Küsse mir die heissen Lippen wund!“

Später flehte sie mit müden Blicken:
„Bin so müde, lösche deine Lust . . .
Will mich still an deine Seite drücken,
Lehne deinen Kopf an meine Brust.“

Sterne blickten zärtlich auf uns nieder,
Blumen brachten ihren Duft uns dar,
Und ich küsste leise immer wieder
Ihre heissen Wangen und ihr Haar.

Und dann ist sie ruhig eingeschlafen,
Wie ein Kind, das in der Wiege liegt;
Doch so oft sie meine Blicke trafen,
Hat sie zärtlich sich an mich geschmiegt.

Lange währte dieses sel'ge Dunkel,
Lange hab' ich ihren Schlaf bewacht . . .
Doch als dann dem goldenen Gefunkel
Junger Sonnenstrahlen wich die Nacht

Und der neue Tag kam mit Gebrause,
Weckt' ich sie aus ihrem süssen Traum
Und geleitete sie dann zum Hause
Ueber Wiesen, dicht am Waldessaum.

Altes Lied.

Langer Winterabend, trüber Kerzenschimmer . . .
Deine Augen hebst du, und dein Blick ist müd';
Die Gitarre klirrt halb traurig, halb verwegen
Und du singst das alte, wehmutsvolle Lied:

„O mein gold'nes Glück, wohin bist du entschwunden?
Wer hat dich geraubt, du Jugendherrlichkeit?
Wie im Westen niemals aufgeh'n kann die Sonne,
So gibt's keine Rückkehr zur vergang'nen Zeit!"

Langer Winterabend, trüber Kerzenschimmer . . .
Deine Augen hebst du, traurig ist dein Blick.
Schweren Kummer kann kein frohes Lied vertreiben,
Keinen Rückweg gibt's mehr zum verlor'nen Glück!

Junge Liebe.

Die Sonne sank und plötzlich drohte
Uns eine Wolke regenschwer;
Ein greller Regenbogen lohte
Und alles glänzte um uns her.

Ein lust'ger Regen fiel hernieder
So hell und klirrend, fest wie Glas,
Doch weiter eilt die Wolke wieder;
Der grüne Wald steht still und nass.

Der kurze Regenschauer heute
Wie gestern kam und schwand sogleich;
Der gold'ne Regen uns erfreute
Und er erschreckte uns zugleich.

Noch ehe wir den Schutz erreichen
Des Waldes, ist vorbei der Guss!
O Glück! O Jugend! O der weichen
Und kühlen Lippen erster Kuss!

Die Elfe.

In einer schwülen, heissen Sommernacht
Verfolgte ich im Walde eine Elfe;
Ich eilte, über morsche Wurzeln stolpernd
Und in den Tannenzweigen mich verwirrend,
Doch sie entschwand mir stets wie ein Gespenst.
Sie hüpfte über Gräben wie ein Kind,
Sie flog davon und schien so weiss im Nebel,
So oft der Wind das Wetterleuchten anblies.
Ich könnte sie in einem Sprung erreichen,
Doch meine Lippen bebten wie im Fieber,
Es zitterte mein Herz, wie eine Taube.
Ich wollte rufen: „Halt!“ und konnt' es nicht.

Wir liefen lange Zeit so über Sümpfe,
Am Seegestade, welches dicht mit Gräsern
Und schlankem Rohr bewachsen war, vorbei.
Ich fühlte, dass die Kräfte mich verlassen,
Und wollte rufen: „Halt und fürchte nichts!“
Sie blickte oft zurück und eilte weiter.
Ein Wind erhob sich plötzlich um uns her,
Die aufgeschreckten Bäume rauschten mächtig,
Die Tannen schwangen ihre grünen Arme
Und bleiche Sterne blickten auf uns nieder.
Ich ruf' ihr zu: „O bleibe stehen! Höre!
Denn bis zum Morgengrauen werd' ich laufen,
Und du ermüdest dich umsonst!“ — Sie hört nicht!

Ein jäher Blitz durchleuchtete das Dickicht
Mit bläulichem, geheimnisvollem Licht . . .
Ich rief ihr: „Halt! Ein Wort nur! Tu' dir nichts!"
(Sie blieb für einen Augenblick jetzt stehen.)
„Verweile!" sprach ich traurig: „Bin so müde
Und jeder Hoffnung bar. O steh' mir Antwort,
Warum hast du das Herz mir so betört?
Warum bist du des Abends mir begegnet,
Warum hast du am Teiche mich erwartet,
Und hast auf mich gelauert an den Wassern?
Warum hast du mit mir den fernen Liedern,
Die fröhlich waren, trauernd zugehört?
Und als die fernen Lieder dann verklangen,
Und nur die Mücken summten halb im Schlafe
Und wir den Duft des warmen Wassers fühlten, —
Warum hast du mir da geküsst mein Haar,
Warum hab' ich ins Antlitz dir geblickt?
Warum hast du, als Nachtigallgesang
Im dunklen Laub ertönte, dich geschmiegt
Mit deiner heissen Wange an die meine
Und mich geküsst . . . zuerst ganz sanft und leise,
Mir meine gier'gen Lippen kaum berührend,
Und nachher immer feuriger und fester?
O sag' warum?" Sie barg ihr Antlitz plötzlich
In ihren Händen und begann zu schluchzen.
Da rief ich ganz erbittert: „Liebst du mich?"
Und sie sprach voller Wut: — „Ich lieb' dich nicht,
Und werde dich auch niemals lieben können!" —

Wir rannten weiter im Gehölz, wie Tiere,
Die Beute jagen. Ein Gewitter rauschte

Im Walde um uns her. Der Donner tobte
Und jähe Bl tze zuckten, grell beleuchtend
Ihr weisses Mädchenkleid . . . Doch plötzlich schwand es
Mir aus den Augen und ich sah's nicht mehr.
Ich lief um Atem ringend aus dem Walde,
Zum Felde hin und fiel ganz nass ins Korn
Und schluchzte wie ein Kind . . . Die heissen Tränen
Erleichterten das Herz mir; doch sie waren
Zum Schluss erschöpft. Zerfetzte Wolken trieben
Hoch über mir und liessen manchmal sehen
Die trüben Sterne. Und ein leiser Wind
Begann im Korne um mich her zu rauschen
Und brachte Honigduft von nahen Wiesen.
Ich lächelte und öffnete die Augen. —

„O nein!“ sprach ich zu mir und holte Atem, —
„Ich kann vergeben noch und alles ändern!
Ich hab' die Leidenschaft besiegt. Ich gehe
Zu ihr und sag': Verzeihe! Ich bin müde,
Den andern schenk' die Liebe; mich verschone!
Das Leben ist so herb und süss zugleich,
Wenn wir aus unserm vollen Herzen lieben
Und fühlen, dass wir nicht ganz einsam sind!“

Ich wollte mich erheben, fiel jedoch
Vom neuen in das Korn, vom Schmerz erfasst;
Ein namenloser Schmerz erdrückte mich,
Ich stöhnte wie ein Tier, ich weinte, raste,
Und rief viel liebestolle Worte aus . . .

Doch bald verliessen mich die Kräfte ganz.
Es kam ein grauer, stiller, feuchter Morgen,
Die müden Gräser neigten sich zu Boden,
Ich neigte meinen Kopf zu ihnen hin . . . .
O könnt' ich Ruhe finden und Erlösung!
O wäre meine Liebe nicht so wild!
Jetzt nützt mir keine Reue . . Denn es kommt
Ein trüber, feuchter, nebelgrauer Tag,
Jetzt kommt mehr kein Gewitter . . . Bald ist
Herbst.

Lied.

Bin ein Bauernmädel, arm und simpel, —
Er ist Fischer, lustiger Patron.
Ferne seh' ich wehen seinen Wimpel,
Viele fremde Küsten sah er schon.

Man erzählt, die schönsten Mädchen leben
Fern am Bosporus. Dort sucht er Glück.
Seine Segel sehe ich entschweben;
Kehrt er einmal auch zu mir zurück?

Und ich warte. — Hat er mich betrogen,
Kehrt er nicht zurück nach einem Jahr,
Seinen Ring versenk' ich in die Wogen
Und erdrossle mich mit meinem Haar.

Wie so schmuck ist der Lenz! Aber sprich
Und ins Auge mir schau, wie vor Tagen:
Warum schmiegst du dich zärtlich an mich?
Warum les' ich im Auge dir Klagen?

Doch du schweigst; bist so zart und so klein . . .
Gut, so schweige . . . ich kenn' deine Leiden
Und ich fühle, du willst von mir scheiden,
Ich bin wieder allein! . . .

Johannisnacht.

Wie ein leichter, weisser Abendnebel
Schwebt daher die heil'ge Mutter Gottes;
Ueber Täler, Wald und Wiesen schreitend,
Sammelt Sie zur Nacht die reifen Gräser.

Bis zum Abend dürfen sie noch leben,
Doch die Sonne ist bereits im Sinken,
Und vom Westen durch die dunklen Tannen
Glänzt wie Gold des Abendscheines Tempel.

In den Tälern ist es feucht und dunkel,
Taubedeckte Wiesen schimmern bläulich
Und sie duften lieblich süss wie Honig.
Golden steht der Wald im Abendscheine.

Weiss sind Ihre heiligen Gewänder,
Ihre Augen strahlen mild wie Sterne.
Doch die Blumen, Gräser, die Sie sammelt,
Bringt des Nachts Sie hin zum Throne Gottes.

Eine Nacht nur leben noch die Gräser,
Denn die Mahd beginnt am nächsten Morgen:
Was ihr nicht verfällt, versengt die Sonne.
Und zu Christus spricht die Mutter Gottes:

„Sieh doch hin, mein Sohn, mein Vielgeliebter,
„Wie die Erde sich mit Blumen schmückte;
„Kurze Freuden waren ihr beschieden,
„Denn der Tod regiert das Erdenleben.“

Doch der Mutter gibt zur Antwort Christus:
„Tröste dich, o Mutter! denn die Samen
„Bleiben und verfallen nie dem Tode,
„Der die Blüten mäht von ihren Stengeln.

„Unvergänglich ist die Saat der Erde:
„Mäht der Tod, so sät es neu die Liebe.
„Freue dich, geliebte Mutter: ewig
„Wirst du an den Blumen dich ergötzen!“

Einsamkeit.

Der Nebel bedrückt mich wie Blei
Und es regnet so schneidend und kalt.
Der Garten bleibt leer bis zum Mai,
Bis zum Mai mehr kein Lachen erschallt.
  Bin allein in der Villa; es zieht.
  Es ist finster und einsam: sie schied.

Noch gestern warst du ja hier,
Dieser Abend war regnerisch-grau.
Ich lag auf den Knien vor dir
Und es schien mir, du seist meine Frau.
  So leb wohl! . . will mich schicken darein,
  Ohne Frau hier zu bleiben, allein . . .

Ich stehe betrübt auf dem Flur,
Seh' die Bäume in Nebel gehüllt,
Deines Fusses verschwommene Spur
Ist im Sande mit Regen gefüllt . . .
  Es bedrückt mir das Herz, wenn ich schau
  In das ewige, traurige Grau.

Ich wollte noch rufen: „O bleib,
Kehr' zurück! denn ich hab' dich so lieb!" . . .
Das Vergangene stirbt für das Weib:
Von der Liebe kein Funken mehr blieb.
  Werde arbeiten, wenn ich's noch kann,
  Einen Hund vielleicht schaff' ich mir an.

Der Greis.

Des alten Mannes dunkle Silhouette
Seh' ich am Fenster.—Draussen Eis und Schnee.
Der Rauch der weggelegten Cigarette
Schwebt in der Luft wie eine blaue Kette,
Und längst erkaltet ist die Tasse Tee.

Die Sonne sinkt und sendet ihre Strahlen
Durch Fensterglas und Cigarettenrauch,
Der sich erhebt in bläulichen Spiralen.
Viel gold'ne Flecken sich im Zimmer malen
Und golden wird des Greises Antlitz auch.

Die alte Wanduhr misst mit dumpfen Schlägen
Die kurzen Stunden, die dem Tag bestimmt.
Der Greis hört ihren Pendel sich bewegen,
Er starrt dem letzten Sonnenstrahl entgegen,
Indes die Cigarette still verglimmt.



З. Гиппиус

ZINAÏDA HIPPIUS

NACH EINER ZEICHNUNG VON L. BAKST.

ZINAÏDA HIPPIUS

Elektrizität.

Zwei Drähte sind verschlungen,
Die Enden sind entblösst;
Drin „Ja“ und „Nein“ bezwungen
Noch ruhen unerlöst.

So eng ist ihre Nähe,
Blind schmiegt sich Draht an Draht;
Doch fruchtbar wird die Ehe
Und die Erlösung naht.

Berühren sich die Enden, —
Erwachen „Ja“ und „Nein“,
Verschmelzen und verenden
Und ihre Strahlen blenden:
Ihr Tod — ist Sonnenschein.

Wenn . . .

Wenn du weissen Schnee nicht liebst,
Weil er kalt ist ewiglich, —
Ja, dann liebst du auch nicht mich,
Wenn du weissen Schnee nicht liebst.

Wenn du anders bist als ich, —
Bleibt verschlossen uns SEIN Schoss,
Unerfüllt das höchste Los,
Wenn du anders bist als ich.

Wenn ich anders bin als du, —
So zerstieb ich ohne Spur,
Wie der Nebel auf der Flur,
Wenn ich anders bin als du.

Und erreichen wir IHN nicht,
Eng verschlungen und vereint.
Wenn SEIN Licht uns nicht erscheint,
Und erreichen wir IHN nicht, —

Dann ist noch nicht unsre Zeit,
Dann sind wir noch nicht bereit
Und nicht reif noch für SEIN Licht
Und SEIN strahlend Angesicht.

Lied.

Mein Fenster liegt über der Erde hoch oben,
So hoch da oben!
Ich seh' nur das glühende Abendrot droben,
Am Himmel droben.

Der herbstliche Himmel ist farblos und öde,
So bleiern und öde,
Er kennt keine Gnade, ist lieblos und spröde,
So gnadenlos spröde.

So gross ist die Sehnsucht, in der ich verbrenne,
Immer verbrenne!
Ich strebe nach etwas, das ich gar nicht kenne,
Nicht kenne . . .

In brennender Sehnsucht die Tage verstreichen,
Zerrinnen, verstreichen;
Die Seele erwartet ein Wunder, ein Zeichen,
Ein Zeichen!

Was unmöglich ist, das soll jetzt geschehen,
Muss jetzt geschehen:
Ich will es vom lieblosen Himmel erflehen,
Ich werd' es erflehen!

Ich denk' an den Schwur, der gebrochen, vergessen,
Der falsch und vergessen;
Ich strebe danach, was noch niemand besessen,
Kein Mensch noch besessen!

Nie.

Still schwebt der verblassende Mond in der Höh' . .
Ich fliege im Schlitten auf knirschendem Schnee.

Es führt mich die Reise dem Monde entgegen,
Ich starre ihn an und er lächelt verwegen.

Ein seltsames Wörtchen kam mir in den Sinn,
Ich spreche die Silbe ganz leis' vor mich hin.

Das Mondlicht wird trüber, der Osten wird heller,
Es rennen die Pferde noch wilder und schneller.

Es rüttelt der Schlitten, es beben die Knie,
Ich starr' in die Ferne und stammele: „Nie!“ . .

Du seltsame Silbe, da bist du schon wieder!
Doch du bist es nicht, was mir lähmt meine Glieder

Und ängstigt mich, auch nicht des Mondes Gewalt:
Mich ängstigt mein Herz, das so angstlos und kalt;

Es kennt keine Freuden und hat keine Sorgen . . .
Das Mondlicht erblasst und ich ahne den Morgen.

Begleite mich!

Der welken Lilienblüten schwülen Duft
Fühl' ich um mich, wie eine Wolke schweben.
Die Blumen mahnen mich an Tod und Gruft,
An jene Zeit, da ich nicht mehr am Leben.

Es findet bald mein Herz die ew'ge Ruh',
Es kennt mehr keine Freuden, kennt kein Beben.
Doch meiner letzten Stund' gedenke du,
Begreife mich, wenn ich nicht mehr am Leben!

Ich weiss, mein Freund, es naht die ew'ge Nacht,
Der müde Leib muss sich dem Tod ergeben;
Doch auch im Tod ist gross der Liebe Macht;
O liebe mich, wenn ich nicht mehr am Leben!

Ein sonderbar' Gelübde fällt mir ein,
Es geht danach mein allerletztes Streben:
Auch nach dem Tode bist du ewig mein,
Begleite mich, wenn ich nicht mehr am Leben!



NIKOLAI MINSKIJ

NACH EINER ORIGINALLITHOGRAPHIE VON O. BRAZ.

NIKOLAI MINSKIJ

An alle.

Sonett.

Ich hab' euch alle heiss geliebt, ihr holden Frauen!
Mein Leben gab ich euch und meine Seele hin.
Nur *eine* war von euch — doch wer? — die Königin,
Nur *eine* durfte ganz den Liebesschwüren trauen.

Warst du's, du keusches Kind mit sanften Augenbrauen?
Warst du's, du Leblos-kalte mit dem stolzen Kinn?
Warst du's, du Sorglose mit frohem Kindersinn?
Warst du's, du Lasterhafte mit den Tigerklauen?

Ich liebte *eine* nur; und dass mein liebend Wort
Auch *sie* einmal erreicht, bin ich aufs Knie gefallen
Vor jeder. Doch zu End' geht jetzt mein Erdenwallen.

O schwing' dich auf mein Lied, sobald mein Leib verdorrt,
Und preise jede holde Frau an jedem Ort:
Sie sei die Königin, die herrlichste von allen!

Die Stadt.

In der Ferne, wo dunkeles Brausen erschallt,
Liegt die lärmende Stadt.
Hinter dampfenden Feldern und grünendem Wald,
Wo die Nebel verbergen der Dinge Gestalt,
Liegt die lärmende, tobende Stadt.

Ihre Gärten und Dächer der Nebel verhüllt
Und er lastet wie Blei,
Wie die Ruh', die gemarterte Seelen erfüllt,
Wenn die Zeit ihre Leiden und Qualen gestillt,
So bedrückt er die Ferne mit Blei.

Aus lebendigen Fäden von Arbeit und Fleiss
Ist der Schleier gewebt.
Aus verzehrendem Rauche, aus Armut und Schweiss,
Und aus Blut, und aus Leidenschaft glühend und heiss
Ist der aschgraue Schleier gewebt.

Dieser Schleier so grau und so eintönig-glatt
Er hängt ewig vor mir.
Selbst die strahlende Sonne wird glanzlos und matt,
Wenn sie leuchtet zur Mittagszeit über der Stadt,
Denn der Schleier hängt ewig vor ihr.

Nur zuweilen des Abendrots scheidender Strahl
Durch die Dämmerung dringt,
Und dann seh' ich tief unten im dämmernden Tal
Vor mir liegen die Stadt; so verschwommen und fahl
Ihr Bild durch die Dämmerung dringt.

Es zog der flücht'gen Stunden Schar
An uns vorbei, wie Wasser an der Brücke;
Der Pendel an der Uhr gebar
Und tötete sofort die Augenblicke.

Nach vielen Jahren voller Pein
Hab' ich dir meine Liebe leis' verkündet.
Dein stummer Blick erwidert: „Nein"
Und löscht die Glut, die du in mir entzündet.

Eine Vision.

Sonett.

Am müden Himmel sah ich ein Gesicht,
Wie drei Gestirne miteinander rangen:
Die Sonne sank, der Mond war aufgegangen,
Der Abendstern ergoss sein bleiches Licht.

Es hielten alle drei das Gleichgewicht.
Schon wollte sie die blinde Nacht umfangen,
Da sah ein Weib ich nach den Sternen langen,
Ein Weib, dem Grab entstiegen zum Gericht.

Ich sah das Weib sich in den Himmel recken
Und mit den Armen Stern und Mond bedecken;
Ihr Atem löschte aus der Sonne Licht.

Doch statt des Monds, des Sternes und der Sonne,
Erstrahlte mild ihr holdes Angesicht:
Es gab dem Weltall Wärme, Licht und Wonne!

Welke Blätter.

Wie ein Vogel, der vom Pfeile
Jäh getroffen, — eine Weile
Wankt am Aste erst das Blatt;
Lässt sich dann im Winde wiegen,
Fällt in ungeschickten Zügen
Auf die Erde welk und matt.

Und es folgt ihm bald ein zweites,
Dann ein drittes und so schneit es
Welke Blätter fahl und tot.
Und sie gleichen Schmetterlingen,
Die mit ihrem bunten Schwingen
Flattern, wirbeln gelb und rot.

Sie zerstieben und verderben.
Seiner Kinder frühem Sterben
Schaut der Himmel ruhig zu.
Durch entblätterte Alleen
Ist sein blasses Licht zu sehen
Voller kalten, toten Ruh'.

Was ihr Inspiration benennet,
Ist nichts anderes, als feine Ohren:
Manchmal, wenn in Träumen ich verloren,
Kann ich eine Melodie erkennen,

Die mir jemand, unter Lust und Schmerzen
Vorsingt. Wenn die Stimme dann verklungen,
Tönt das Lied, das sie mir vorgesungen,
Lange leise nach in meinem Herzen.

Das gelobte Land.

Es liegt vor mir das blendend helle,
Von Gott gelobte sel'ge Land;
Zu überschreiten seine Schwelle
Hat mir verwehrt die Gotteshand.

Bin so erschöpft vom langen Wandern,
Von Durst und glüh'ndem Sonnenlicht,
Dass Ruhe, welche winkt den andern,
Mir keine Labung mehr verspricht.

Wenn ich das frohe Land besinge,
Da alle Müh' für immer wich.
So sind die Lieder, die ich bringe,
Nur für die andern, nicht für mich.

FJODOR SSOLOGUB

Der Becher.

Es trug der Sklave eine Schale
Gefüllt mit hundertjähr'gem Wein.
Den Weg vom Keller bis zum Saale
Erhellte ihm kein Lampenschein.
Er hat daher bei jedem Schritte
Bedächtig seinen Fuss gesetzt,
Dass nicht bei ungeschicktem Tritte
Der Wein ihm seine Brust benetzt.

Ich trage auch in einem Becher
Die Schmerzen meiner Jugendzeit.
Ich geh' durch finstere Gemächer
Und trage mit mir Qual und Leid.
Ich muss die bunte Menge meiden,
Die tobend um mich lacht und rennt,
Dass nicht ein Tropfen alter Leiden
Mir wieder meine Brust verbrennt.

Ein verspäteter Reiter auf pechschwarzem Pferd
Ist am Fenster vorübergesprengt.
Und ich stehe am Fenster von Sehnsucht verzehrt,
Meinen Blick in das Dunkel versenkt.

Es verdeckt mir den Ausblick der finstere Wald,
Der in Nebel gehüllt wie in Dampf.
Doch ich höre, wie weit in der Ferne verhallt
Des enteilenden Rosses Gestampf.

Bin so einsam, es friert mir im Herzen das Blut
Und es sehnt sich nach Wärme und Glück
Und nach jemand, der löscht meine fiebernde Glut . . .
Vielleicht reitet er einmal zurück? . . .

Der Talisman.

Auf der Lauer stand ich im verruf'nen Wald,
Eine junge Zauberin erschien mir bald.

Ich beschwor sie gleich mit mächt'gem Zauberbann
Und ich flehte sie um einen Talisman.

Sie stand vor mir festgebannt, und scheu, und blass,
Zauberworte murmelnd ohne Unterlass.

Und sie scharrte auf dem Boden mit der Hand,
Einen Stein so rot wie Blut sie plötzlich fand.

Und sie sagte: „Trägst du diesen Stein so rot,
„So hat keine Macht mehr über dich der Tod.

„Hänge ihn dir um den Hals, er ist jetzt dein,
„Und verlange keinen andern Zauberstein.

„Merk's: er stillt nicht Lebensdurst noch Liebesgier,
„Nur ein Leben ohne Ende schenkt er dir.

„Bist du einmal müde, reiss den Stein vom Band,
„Wirf ihn weg — und gleich spürst du die Todeshand."

Der Pogrom.

Meine Braut wollt' ich besuchen
An dem Tag der wüsten Greuel;
Alle lagen da im wirren
Knäuel.

Aus dem grossen Leichenhaufen
Ströme dunklen Blutes drangen:
Nägel steckten in den Augen,
Wangen.

Sie, die heilig mir gewesen,
Ward ein Opfer roher Lüste:
Nägel bohrten sich in ihre
Brüste.

Der Drachen.

Böser Drachen, der du unsre Blicke blendest,
Der du Flammenfäden hoch vom Himmel sendest,
Und die Täler all versengst in Glut und Hitze, —
Drachen, prahle nicht zu früh mit deinen Siegen,
Denn in meines Köchers Tiefen hab' ich liegen
Lange einen Pfeil für dich mit gift'ger Spitze.

Furchtlos werd' ich den gespannten Bogen heben,
Denn mir ist das grosse Rächeramt gegeben:
Hören wirst du bald mein siegesfrohes Lachen
Und des schnellen, gift'gen Pfeils metall'nes Dröhnen;
Doch als Antwort hör' ich dich in Ohnmacht stöhnen,
— Wirst erlöschen und vergehen, böser Drachen!

INHALT.

Seite

EINLEITUNG. 9

KONSTANTIN BALMONT:

Die Birke 31
Wasser 32
An die Sonne 34
Das Weltmeer 36
Zauberwelt 37
Bunte Muscheln 38
Schneeflocken 40
Unter dem Flieder 41
Ein Brand 42
Die Nixe 43
Sie gab sich mir hin 44
Feuerzauber 45
Die drei Edelsteine 46
Die Tore 47
Mein Lied 48
Bin der Wohllaut 49

VALERIJ BRJUSSOW:

Abendlied 53
Das Weib 54
Nachtschatten 56
Eine Begegnung 58
Die Entführung 59
Die Gärten der Hesperiden 60
Rückkehr 62
Der letzte Rausch 64
Die Gruft 66
Die Stadt der Frauen 68
Terzinen zu den Bücherverzeichnissen . . . 72

IWAN BUNIN: Seite
Dunkle Nachtschatten 77
Zu Hause 78
Die vergessene Fontäne 80
Der Kondor 81
Nachts war ich mit ihr 82
Altes Lied 84
Junge Liebe 85
Die Elfe 86
Lied 90
Wie so schmuck ist 91
Johannisnacht 92
Einsamkeit 94
Der Greis 95

ZINAIDA HIPPIUS:
Elektrizität 99
Wenn 100
Lied 101
Nie 103
Begleite mich 104

NIKOLAI MINSKIJ:
An alle 107
Die Stadt 108
Es zog der flücht'gen Stunden 110
Eine Vision 111
Welke Blätter 112
Was ihr Inspiration benennet 113
Das gelobte Land 114

FJODOR SSOLOGUB:
Der Becher 117
Ein verspäteter Reiter 118
Der Talisman 119
Der Pogrom 120
Der Drachen 121